Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 4 APRIL 1944 FR. 2.50





Eau de Cologne 555, seit mehr als einem Jahrhundert bekannt!

EAU DE COLOGNE

555

CLERMONT ET FOUET

CF

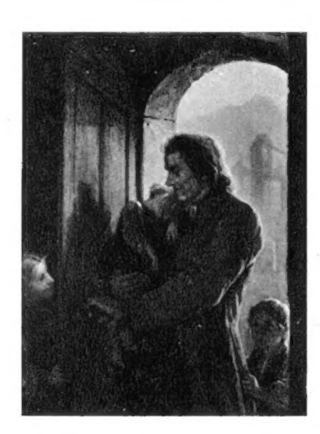


Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 4 April 1944

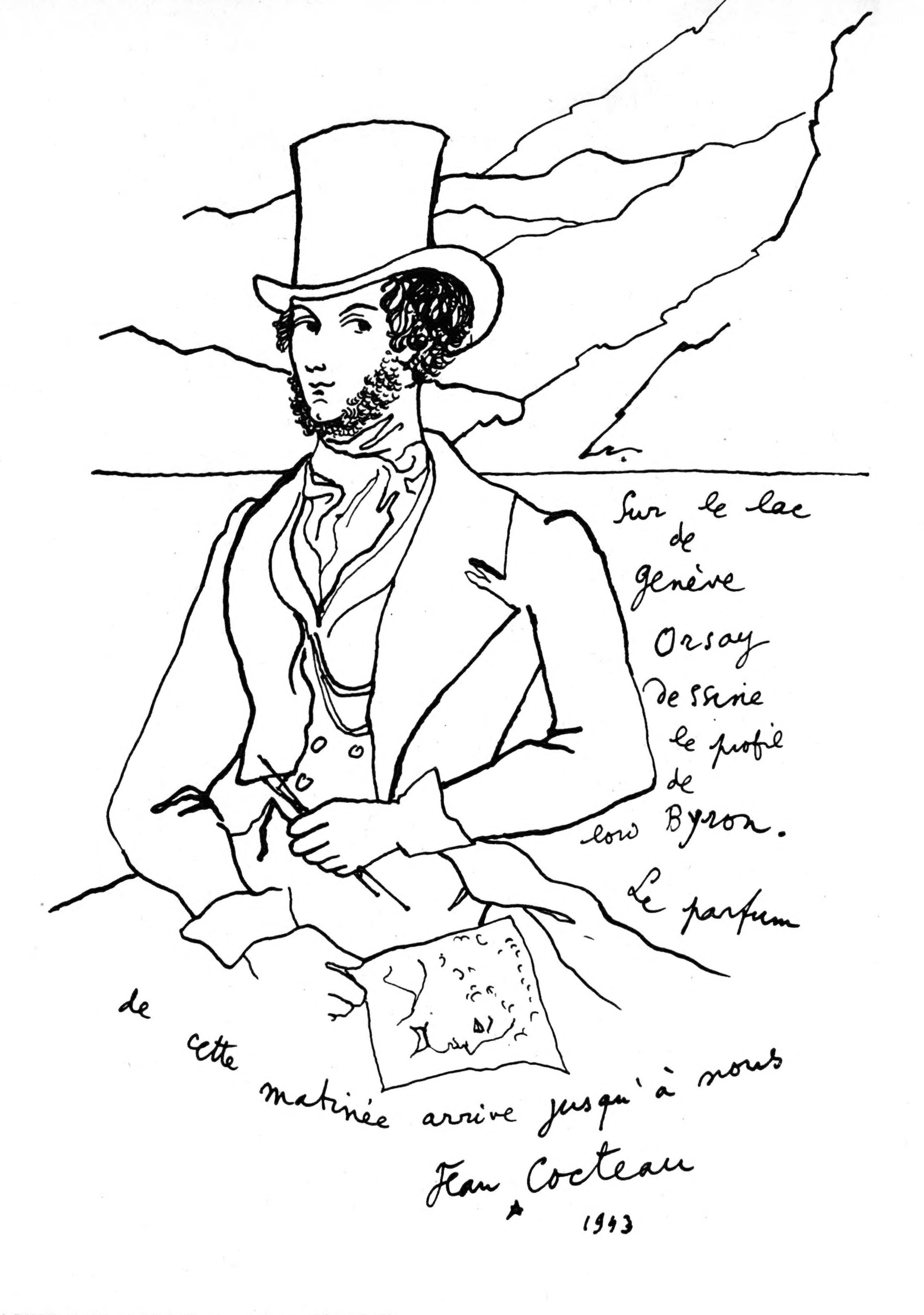
Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber.
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.
Für ihre unentwegte Bereitschaft beim Aufbau dieses Heftes danken wir Fräulein Maria Meyer, der Sekretärin von Pro Infirmis.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790

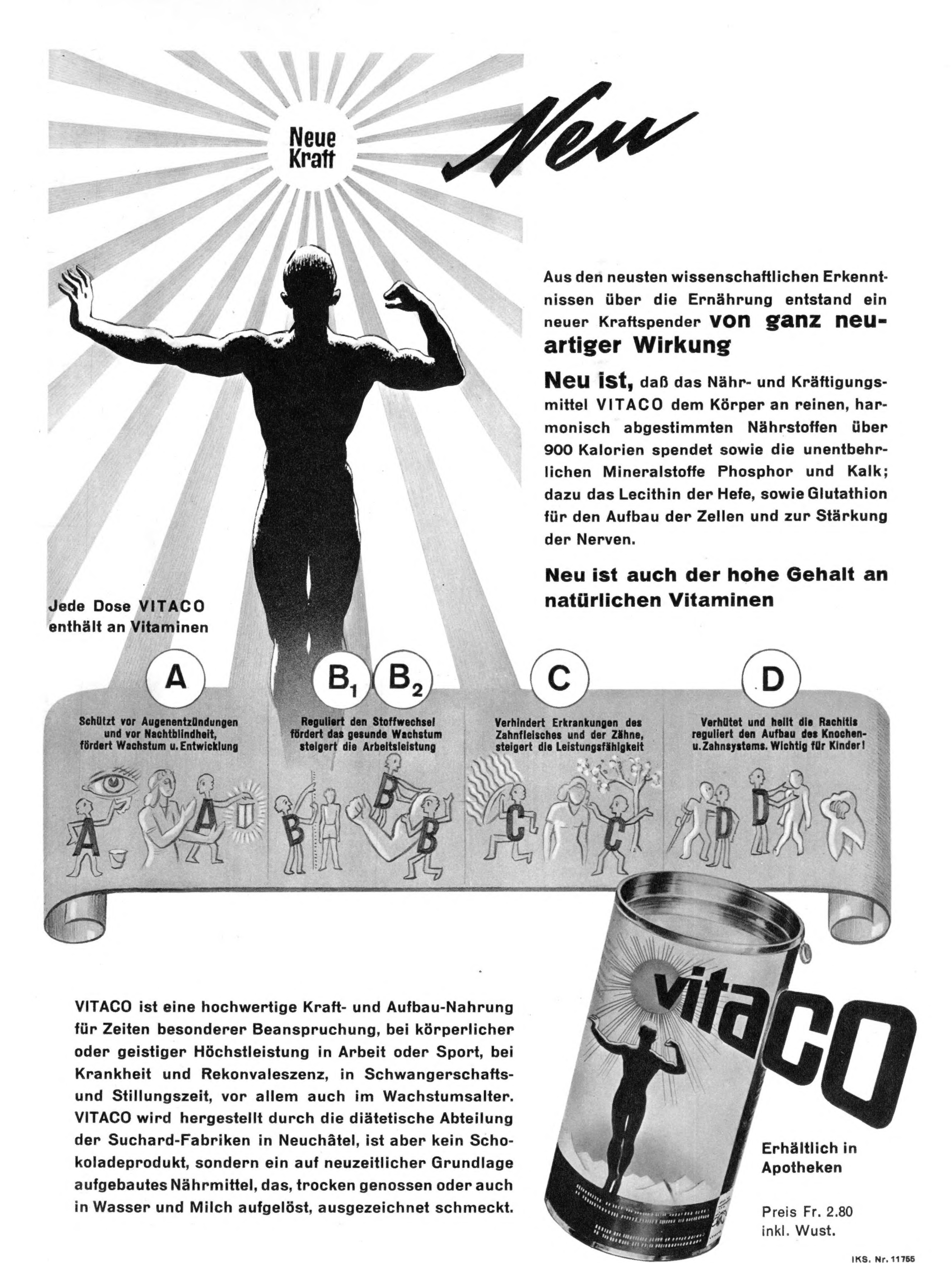


Unser Titelbild:
Albert Anker: Pestalozzi in Stans
Kunsthaus Zürich



LE CHEVALIER D'ORSAY vu par JEAN COCTEAU

(Document inédit de la Collection des Parfums du Chevalier d'Orsay.)



Neue Kraft
Neu
Aus den neusten wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Ernährung entstand ein neuer Kraftspender **von ganz neuartiger Wirkung**
Neu ist, daß das Nähr- und Kräftigungsmittel VITACO dem Körper an reinen, harmonisch abgestimmten Nährstoffen über 900 Kalorien spendet sowie die unentbehrlichen Mineralstoffe Phosphor und Kalk; dazu das Lecithin der Hefe, sowie Glutathion für den Aufbau der Zellen und zur Stärkung der Nerven.
Neu ist auch der hohe Gehalt an natürlichen Vitaminen
Jede Dose VITACO enthält an Vitaminen
A
Schützt vor Augenentzündungen und vor Nachtblindheit, fördert Wachstum u. Entwicklung
B1 B2
Reguliert den Stoffwechsel fördert das gesunde Wachstum steigert die Arbeitsleistung
C
Verhindert Erkrankungen des Zahnfleisches und der Zähne, steigert die Leistungsfähigkeit
D
Verhütet und heilt die Rachitis reguliert den Aufbau des Knochen- u. Zahnsystems. Wichtig für Kinder!
vitaco
VITACO ist eine hochwertige Kraft- und Aufbau-Nahrung für Zeiten besonderer Beanspruchung, bei körperlicher oder geistiger Höchstleistung in Arbeit oder Sport, bei Krankheit und Rekonvaleszenz, in Schwangerschafts- und Stillungszeit, vor allem auch im Wachstumsalter. VITACO wird hergestellt durch die diätetische Abteilung der Suchard-Fabriken in Neuchâtel, ist aber kein Schokoladeprodukt, sondern ein auf neuzeitlicher Grundlage aufgebautes Nährmittel, das, trocken genossen oder auch in Wasser und Milch aufgelöst, ausgezeichnet schmeckt.
Erhältlich in Apotheken
Preis Fr. 2.80 inkl. Wust.
IKS. Nr. 11755

Für Sie privat

HERMES BABY

EIN PAILLARD-PRODUKT

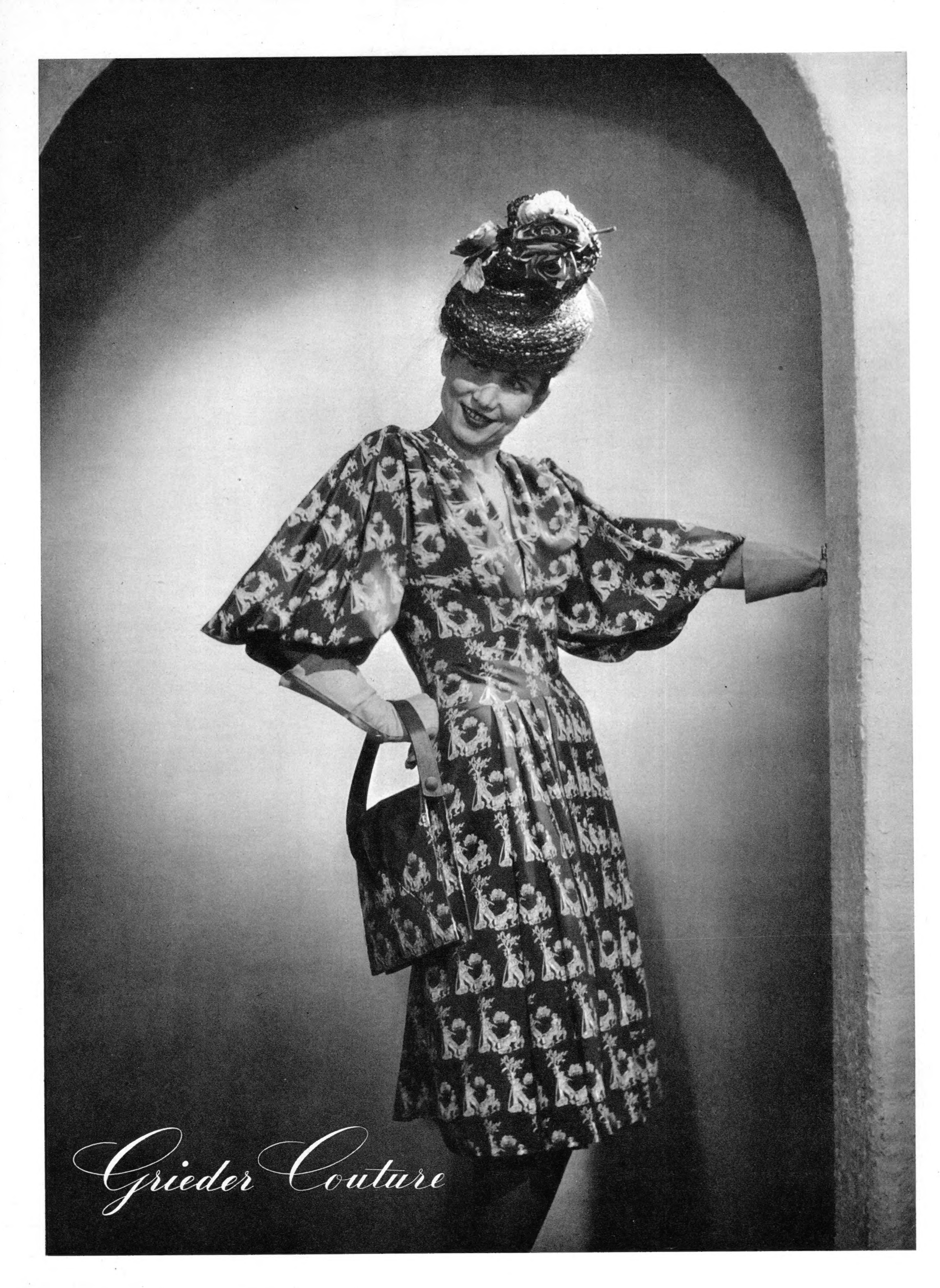


A. BAGGENSTOS

WAISENHAUSSTRASSE 2 ZÜRICH TELEPHON 56694

C O N T R A S T E S

LONGINES


Grieder Couture



Marie-Louise, ein blindgeborenes Kind, fährt mit sehenden Händen behend über die Erhöhungen der Brailleschrift. Wort für Wort nimmt es sorgfältig in sich auf, nachher erzählt es mir das Geschichtlein.

Alle photographischen Aufnahmen dieses Heftes und die dazugehörigen Beschriftungen stammen von Werner Bischof.

ZU UNSEREM APRILHEFT

In seinem schönen Hause pflegte ein mir befreundeter Arzt ein zartes, achtjähriges Mädchen aus dem Dorfe. Die Kleine litt an «Blausucht», einem durch schwere angeborene Herzfehler bedingten Leiden. Bei jedem mutwilligen Bewegen, schon auch beim nur wenig anstrengenden Spiel, versagten und versiegten ihm die Kräfte, als würden sie von innen her erstickt. Dann ging ein fröstelndes Beben durch den kleinen Leib, ein Zucken um den lufthungrigen Mund mit den feinen, bläulichen Lippen. Es litt, ohne zu klagen, und lernte auch keine Klagen. Wehrlos gehorchte es dem dunklen Gesetz seines jungen Lebens und suchte nur leise den Eigenraum seiner Freiheit auszutasten, der ihm in all dem unbegreiflichen Zwang zur Entsagung verblieb. Gern weilte es im summenden Garten, sah in seine bunte, flimmernde Fülle und lauschte in den orgelnden Sommer. Alles war gut zu ihm, nur seine eigene, gebende und erwidernde Liebe lag in schweren, quälenden Ketten. Einmal fuhren wir im Wagen von den Krankenbesuchen zum Arzthaus zurück. Jemand hatte das Tor geschlossen, eben stieg ich deshalb aus — da sahen wir das Mädchen, wie es vom Garten hereilte, uns die Türflügel zu öffnen. Wir kamen gerade noch recht, die Sinkende in den Armen aufzufangen. Die kalten Händchen lagen ineinander, die Augen baten, daß wir nicht schelten möchten, noch leuchtete aber die selige Freude darin, daß es ihr fast gelungen wäre, auch uns einmal etwas Großes, Liebes zu tun. Der Arzt sprach ihr ruhig und scherzend zu: ihm und mir war mehr als ein Tor geöffnet worden . . .

In-Firme, das sind die Nicht-Firmen. firmus, lernt der kleine Lateiner, heißt fest, stark, widerstandsfähig. Die Silbe «in», so prägt er sich weiter ein, drückt nicht den Gegensatz aus, sondern deutet das Nichtvorhandensein einer Eigenschaft an. Tolerant, zum Beispiel, benimmt sich der Gentleman aller Zonen; in-tolerant derjenige, in dem dieser nicht vorhanden ist; in-fans heißt: nicht sprechend; in-fantia, der Mangel an Beredsamkeit; davon kommt nebenbei enfant, das Kind. Man möchte meinen, der Infirme sei nur vom Firmen aus richtig zu verstehen. Wer bei diesem Problem aber länger verweilt, dem steigen ins kalte Denken die warmen Bedenken des Gefühls, und schließlich scheint das Umgekehrte richtig zu sein. Wir Menschen alle sind Infirme, Wesen des Mangels, und suchen jene Stärke, die vor dem Angesicht der Engel besteht. Viele geben vor, sie schon gefunden zu haben: sie kennen den wahren Gott und den wahren Sinn, entscheiden über Leben und Tod, Wert und Unwert alles Daseins. Dann aber fällt auch ihnen auf einmal die Maske vom erschrockenen Antlitz, der Schein vom Sein. Gewiß brauchen auch die Stilleren gerne Masken, die Aermeren im hiesigen Jahrmarkt der Eitelkeit. Nietzsche denkt sich einen, «der etwas Kostbares und Verletzliches zu bergen hätte, grob und rund wie ein grünes altes, schwerbeschlagenes Weinfaß durchs Leben rollte: die Feinheit seiner Scham will es so».

Die Infirmen, von denen unser Heft erzählt, haben es schwerer, sich hinter einer Maske zu verbergen oder mit einer Maske groß zu tun. Sie versuchen es auch, denn es sind Menschen wie wir. Aber was die Feinheit ihrer Scham will, das läßt ihnen ihr Schicksal nicht zu. Ihre Mängel sind zu offenbar, sie können weder sich noch andere darüber hinwegtäuschen. Sie müssen sie anerkennen, müssen sich zu ihnen bekennen. Haben sie gelernt, das Leben zu lieben und ihm zu danken, fallen die bitteren Fragen in ihr Herz, ob sie es denn auch dürfen? Die Großmäuligkeit jener, die den Menschen an den Staat verrieten, die Person an die Sache, die Liebe an den «Dienst», das Gewissen an die Macht, — die hat sich auch an den Wehrlosen vergriffen, deren Dasein uns mehr schenkt, als wir ihnen schenken können. Was nicht taugt, dem Leviathan zu dienen, das soll ausgerottet werden. Wer aber den Wehrlosen schlägt, dem verdorren die Wurzeln der eigenen Ehre. Notzeiten sind große Schulen, in denen dieser Tage werden wir alle geprüft, auch die noch im Windschatten des Schicksals leben. Die Heere der Leidenden sind unübersehbar geworden. Wer die Heimat verlor, wem sie das Kind getötet, den Glauben gebrochen und die letzte heimliche Ehre besudelt — der steht mit heilen Sinnen vielleicht noch ärmer und ungeübter da, als der Blinde und Taube, den die Leidfülle der Welt um die Breite eines Organes weniger befällt. Das Leiden führt uns zurück in die uralten Ordnungen. Aus dem armen Reichtum wahnhafter Ueberheblichkeit, der Teilhabe an unmenschlichen Zielen und dem billigen Verfall an rauschbringende Parolen müssen wir alle wieder in die reiche Armut der Liebe, der Treue und des lauteren Wortes heimkehren. So wie uns das blinde Kind, der Taubstumme und der Gelähmte um Nachsicht bitten, schließen sie in uns die Organe des Frohen, der Güte und der Barmherzigkeit auf. Ohne diese Kräfte der Seele wird unsere Welt der Wunden nicht heilen, mögen die neuen Pläne noch so blitzblank gedacht sein und die sentimentalen Eiferer die Stunde ihres Glückbringens kaum abwarten können. Der Mensch muß seine Seele wieder finden, die Schaden nahm; aus ihrem echten Mangel wird er sich wieder nach der echten Fülle sehnen. Aus ihr allein kommt die Vergebung der Schuld, das Vergessen von Blut und Tränen, sie wird die Erniedrigten erheben und die Verstümmelten trösten. Die Menschheit hat ihre dunklen Nächte, aber auch die Sehnsucht nach dem Reich, in dem alles rein ist.

Walter Robert Corti

Die Welt des Blinden

VON EMIL SPAHR

> *«Es ist kein Schmerz dem Schmerze zu vergleichen.*
> *Der Tod ist schließlich nur ein Augenblick.*
> *Doch blind einher im Glanz der Sonne schleichen,*
> *Das ist der Erde größtes Mißgeschick.»*

So sang König Georg V. von Hannover; und wer kennte nicht die erschütternde Klage Arnolds von Melchthal in Schillers Tell. Diese Poesie deckt sich mit einem Ausspruch, den wir Blinden im Volke herum sehr oft als Ausdruck des uns entgegengebrachten Mitleids hören: «Blind, das isch doch ds Grüsligste, wo em e Mönsch cha passiere!»

Aber ist jetzt die Zeit für so melancholische Variationen über das Thema «blind»? «Nein, es ist nicht die Zeit dazu, jetzt nicht!» antworten wir Schweizer Blinden bestimmt. Nicht zwar, als ob wir gelernt hätten, Sehende, gesunde Augen als etwas minder Wichtiges, etwa gar Entbehrliches zu betrachten. Dazu ist unser Alltag, buchstäblich gesprochen unsere Allnacht für die Vollblinden, mit den mannigfachen, unfreiwilligen Verzichten und den verbissen wiederkehrenden Abhängigkeiten zu herb. Noch viel weniger, daß wir uns dazu verstiegen, wie vormals einst in jugendlichem Uebermut, auf unser Gebrechen so etwas wie stolz zu sein, um der Mitwelt zu beweisen, daß man es auch ohne Augen zu etwas bringen könne. An Hand unwiderleglicher Erfahrung wissen wir sehr genau: «Oh, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges», und sie zu verkennen, kommt einer Lästerung verzweifelt nahe. Hingegen haben wir erkannt: Es gibt noch traurigeres Erdenlos, als blind sein. Es gibt unter unseren sehenden Menschengeschwistern sehr viele, welche im Leben ebenso schwer und schwerer tragen als wir Blinden. Wir denken da an all das unausdenkliche Herzeleid der Opfer des Krieges oder an Eltern und Gatten von Spionen und Schwerverbrechern und an ach so manches andere bekanntgewordene oder heimlich gebliebene Schicksal fühlender Kreatur.

Ich hatte zu Lichtmeß auf unserem Verbandssekretariat einen Besuch, keinen hohen, aber einen um so lehrreicheren. Es war ein Fräulein von 54 Jahren, von Kind auf blind und nie irgendwo recht daheim gewesen. Ihr war ein heller Verstand gegeben, ein vortreffliches Gedächtnis und ein aufgeschlossenes Wesen. Sie ist recht eigentlich arm geblieben und lebt vorwiegend aus Stricklohn und mit Hilfe eines Fürsorgevereins, haust im Altjungfernstübchen von, wie sie scherzte, 30 Kubikmeter, und rechtet mit ihrem Schicksal nicht, sondern ist, wo wir andern kritisierten, murrten, grollten, fröhlich dankbar für die ihr zuteil gewordene Erziehung und Schulbildung. Und dabei hatte sie wahrlich, das weiß ich wohl, als chronische Halbkranke «kes schöns Verding». Sie zeigte stets ausgesprochene Liebe zu Kindern und hätte allzugern ihrer eine Stube voll geboren und erzogen. Dieser allernatürlichste Frauenwunsch blieb ihr indessen wegen ihres Gebrechens versagt. Sie blieb einsam; aber allerdings kann sie mit dem Liede singen: «Einsam bin ich, nicht alleine»; denn sie unterhält einen ausgiebigen Briefwechsel mit ihren Schulkameraden landauf, landab, sogar bis hinüber, 16 Eisenbahnstunden hinter Buenos Aires. In diesem Briefwechsel ist sie die Gebende, die Erzählende, die Anregende, die Aufrichtende, die Optimistin. Nicht, daß sie nicht auch ihre schweren Stunden habe, verriet sie mir; «wie könnte sie sonst trösten?», fügte sie bei.

Ein junges Mädchen, das mit uns beim Abendbrot gesessen, sprach tags darauf zu mir: «Sie war eine lebendige Predigt, die blinde Vierundfünfzigerin, die ich so bald nicht vergessen werde.» Sie ist wie wir und doch anders als wir; denn sie hadert nicht mit dem Schicksal, freut sich jugendlich über alles Schöne, das ihren Weg kreuzt und kreuzte, über das Waten im dürren Laub so gut wie über ein klassisches Konzert oder ein schlichtes Volkslied. Sie freut sich dankbar über alles Gute, das ihr erwiesen wird, über Bücher, die man ihr vorliest wie über Einladungen, welche ihr Abwechslung bringen in ihren strickenden und haushaltenden Alltag. Wie sie sich heute noch freut über die Stunden, welche sie mit Freunden durch die «Landi» wandern durfte, die Blinde! Was hatte sie denn von der «Landi»? Sah sie doch nichts. Dieser Gedanke läge nahe, zweifellos. Aber dort ruht wohl das Geheimnis des Glücks, im Sichfreuenkönnen über alles Schöne und Gute, das einem begegnet. Eine Predigt in diesem Sinne war unsere Blinde.

Ich habe einen Mitarbeiter, welcher in der Blüte seiner Jahre von einer Stunde auf die andere durch Unfall erblindete. Er war damals kaufmännischer Angestellter und verlor mit seinen Augen auch den Erwerb. Warum? War er wirklich durch seine Erblindung als Kaufmann unverwendbar geworden? — Irgend einmal vor dem Unfall hatte er bei einer Kollegin um ihre Hand angehalten und eine Absage bekommen. Nach dem Unfall wurde sie seine Frau und der gute Genius, der ihm sein Unglück tragen half. Geteiltes Leid aber ist sprichwörtlich halbes Leid. Der Erblindete fand sich allmählich mit dem Verlust des Lichtes ab und noch allmählicher in der für ihn dunkel gewordenen Welt zurecht. Heute ist er hochgeschätzter Kompagnon in einer angesehenen Handelsfirma. Die wenigsten Lieferanten und Kunden des Hauses haben bisher bemerkt, daß sie mit einem Blinden kontrahierten, so vollkommen beherrscht dieser seine Materie. Seine Gattin ist so glücklich, wie man nur immer in dieser argen Welt sein kann. Ist das nicht ein tröstlicher Sieg in aller Stille, errungen durch liebevolle Teilnahme und unbeugsamem Mannesmut verbündet?

Ich kannte, allerdings weit draußen in Deutschland und vor 20 Jahren, einen regelrecht amtierenden Pfarrer, trotz seiner Blindheit von so geistreichem, unverwüstlichem Humor, daß ich mich nicht entsinne, etwas Köstlicherem von Ebenmaß zwischen tiefem Lebensernst und goldener Heiterkeit begegnet zu sein. Und dieses unauslöschliche Hörbild, welch einen Hörfilm aus der Studienanstalt für Blinde zu Marburg an der Lahn ruft es in mir wach! Das waren anregende und herzerquickende Tage unter einigen Dutzend blinder Studierender, unvergeßliche Tage auch für meine Frau.

Fortsetzung Seite 70



In der Grammatikstunde sitzen sechs blinde Schüler im Halbkreis um ihre blinde Lehrerin. Marie-Louise ist heute zerstreut. An was mag sie denken? Nach der Stunde erzählt mir die Lehrerin, was für Wünsche das Kind bewegen. «Ich möchte», so hätte es ihr anvertraut, «in einer warmen Küche auf einem Ofenbänkli nahe dem knisternden Feuer sitzen. Ich möchte eine schnurrende Katze auf dem Schoß haben, möchte stricken und die Stricknadeln klappern hören.»



Die Lehrerin erzählt von den wunderbaren Bewohnern des Meeres. Wo ist der Mund dieses Seesterns? lautet die Frage. Suchend gleiten die Hände der blinden Kinder über die eigenartige Gestalt, jede tastende Bewegung erobert neue Eigenschaften der umgebenden Welt.



Dieser Knabe hat sein Augenlicht durch einen Unfall verloren. Das Lernen wird ihm schwer. Neben der Brailleschrift muß er auch noch in der französischen Sprache unterrichtet werden, seine Eltern sind Italiener. Manchmal, wenn etwas gar zu schwer verständlich wird, nimmt die Lehrerin den Zählrahmen und legt ihm die Hände auf die runden Kugeln.



Im Blindenheim. Leise bin ich in diesen Raum eingetreten, wo alle friedlich beisammensitzen. Da gibt es viele Spieldinge, Holzklötzchen mit vorgebohrten Löchern, Schnüre, um Netze zu knüpfen. An einem Klavier sitzt ein Albino-Mädchen mit Haaren wie gesponnenes Silber, sein Spiel verrät eine sorgfältige Schulung. Der Kleine hört mich nicht, er ist von der musikalischen Darbietung ganz erfüllt, während seine Hände mechanisch weiter knüpfen.



Langsam fährt die Hand dem schlanken Hals entlang und öffnet sich auf dem Körper des Tiermodells. Das blinde Mädchen neigt den Kopf leicht zurück, ein feines Lächeln huscht über sein Gesicht. «Das ist eine Giraffe», sagt es sehr bestimmt; dann prüft es mit der Rechten noch einmal nach, ob wirklich «Hörner» da seien.

Folgende Seite: Der blinde Korbflechter kennt seinen Arbeitsplatz ganz genau. Links und rechts von seinem Sitz hängen Messer, Zangen, Scheren und Maßstab, alles hat seinen Ort, und er greift nie daneben.



Die nebenstehende Reliefpunktschrift und in der Folge das vom blinden Franzosen Louis Braille sinnreich erdachte Alphabet haben sich im Laufe einiger Jahrzehnte in allen Ländern, natürlich unter Anpassung an die verschiedenen Kultursprachen, durchgesetzt und zum Blindenbildungsmittel ersten Ranges entwickelt. Freilich vermag diese Schrift jene der Sehenden nur notbehelfsweise zu ersetzen, denn der Tastsinn, mit dessen Hilfe sie geschrieben und gelesen wird, ist weit weniger empfindlich als normale Sehkraft. Vermag er doch zum Beispiel zwar Gesichtsformen, nicht aber Gesichtszüge zu erkennen.

Ferner bedingte das Relief, daß lange Zeit ein Blatt nur einseitig beschrieben bzw. bedruckt werden konnte. Wegen dieser beiden Gegebenheiten benötigt eine gebrauchsfähige Punktschrift für Blinde viel mehr Raum und Papier als die Schrift für Sehende. Gegen dieses übermäßige Raumbedürfnis haben die Blinden und Blindenerzieher von jeher angekämpft, und zwar mit namhaftem, wenn auch nicht durchschlagendem Erfolg.

Einmal wurden in allen wichtigen Kultursprachen Kurzschriften ersonnen, um einfache, häufige Wörter darzustellen. Ein a, das allein, also zwischen zwei Wortabständen erscheint, heißt aber: b = bei, d = das, m = man usw. Aehnlich erschienen auch einigermaßen logische Kombinationen von zwei, drei und mehr Buchstaben als Wortkürzungen möglich, zum Beispiel ns für nichts, jm für jemand usw. Durch diese Kurzschrift konnte das für die Blindenschrift benötigte Volumen um 30—40% gesenkt werden. Ferner gelang es ungefähr zu Anfang dieses Jahrhunderts, durch eine Veränderung an den Schreib- und Druckgeräten das Blatt auf beiden Seiten zu beschreiben, bzw. zu bedrucken. Dadurch wurde eine weitere Raumersparnis von 50% erreicht. Das alles verhindert aber nicht, daß Wörterbücher und kleinere Nachschlagewerke immer noch leicht ein Dutzend starke Punktschriftbände beanspruchen und infolgedessen an die Benützer entsprechende mühselige Anforderungen stellen, soweit solche Werke überhaupt in Punktschrift übertragen wurden.

In letzter Zeit hören wir von Blinden immer wieder diesen Wunsch: «Wenn doch nur viel mehr Sehende unsere Punktschrift zu schreiben verstünden, damit wir direkt mit ihnen korrespondieren könnten. Dank der gewöhnlichen Schreibmaschine können wir wohl ihnen schreiben, aber sie vermögen uns nicht so zu antworten, daß wir es selber lesen können.»

Noch in anderer Hinsicht wäre es außerordentlich zu begrüßen, wenn recht viele Sehende der Punktschrift, einschließlich Kurzschrift, mächtig würden. Unter ihnen fänden sich dann sicher solche, welche unsere schweizerische Blinden-Leihbibliothek durch Uebertragungen zeitgenössischen Schrifttums bereichern würden. Die Bestände der großen deutschen Leihbibliotheken zum Beispiel (sofern sie nicht dem Luftangriff zum Opfer fielen oder fallen) setzen sich zu einem wesentlichen Teil aus solchen Uebertragungen zusammen.

Der Zeitpunkt für die Erfüllung dieses Blindenwunsches ist allerdings insofern ungünstig, als gegenwärtig wegen des Krieges Schreibgeräte für Punktschrift, welche fast ausschließlich im Auslande fabriziert werden, schwer erhältlich sind. Doch wären wir dankbar, wenn dieser Blindenwunsch wenigstens im Sinne eines Nachkriegsproblems, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, bei menschenfreundlichen Mitbürgern in Erinnerung bliebe. *Dr. E. S.*

SPRUCH

Rechts: Der gleiche Spruch in Blindenschrift

Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unabänderliche mit Würde tragen,
Das Gute tun, am Schönen sich erfreu'n,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheu'n.

BUSCH

Alphabet der Brailleschen Blindenschrift

a b c d e f g h i j k l m n o

p q r s t u v w x y z

ä ö ü ch ck sch ß ie

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

1 9 4 4

, ; : . ? ! ( ) „ “ ’ — ———





Vorangehende Seite: Dreißig Jahre stimmt der blinde Herr Hunn bei Schmidt-Flohr die Klaviere. Auf meine Frage, ob er zu Hause auch musiziere, sagt er: «O nein, wenn ich den ganzen Tag am Instrument sitze, habe ich am Abend gerne meine Ruhe.»

In einer Seifenfabrik der Blinden. Der Leiter, selber blind, führt mich durch die Arbeitsräume. An Fässern und Maschinen stehen überall tätige Menschen, die ihre Arbeit rasch und exakt erledigen. Im vollen Tageslicht merkt man kaum, daß man vor Blinden steht. Seltsam aber ist es, sie beim Einnachten genau so sicher wie vorher arbeiten zu sehen, während wir mit unseren gesunden Augen nach künstlichem Lichte verlangen. Dieser Arbeiter wägt Seifenflocken ab, die tastende Hand muß das Spiel der Waage erkennen.

Betrachtungen über das Gehirn

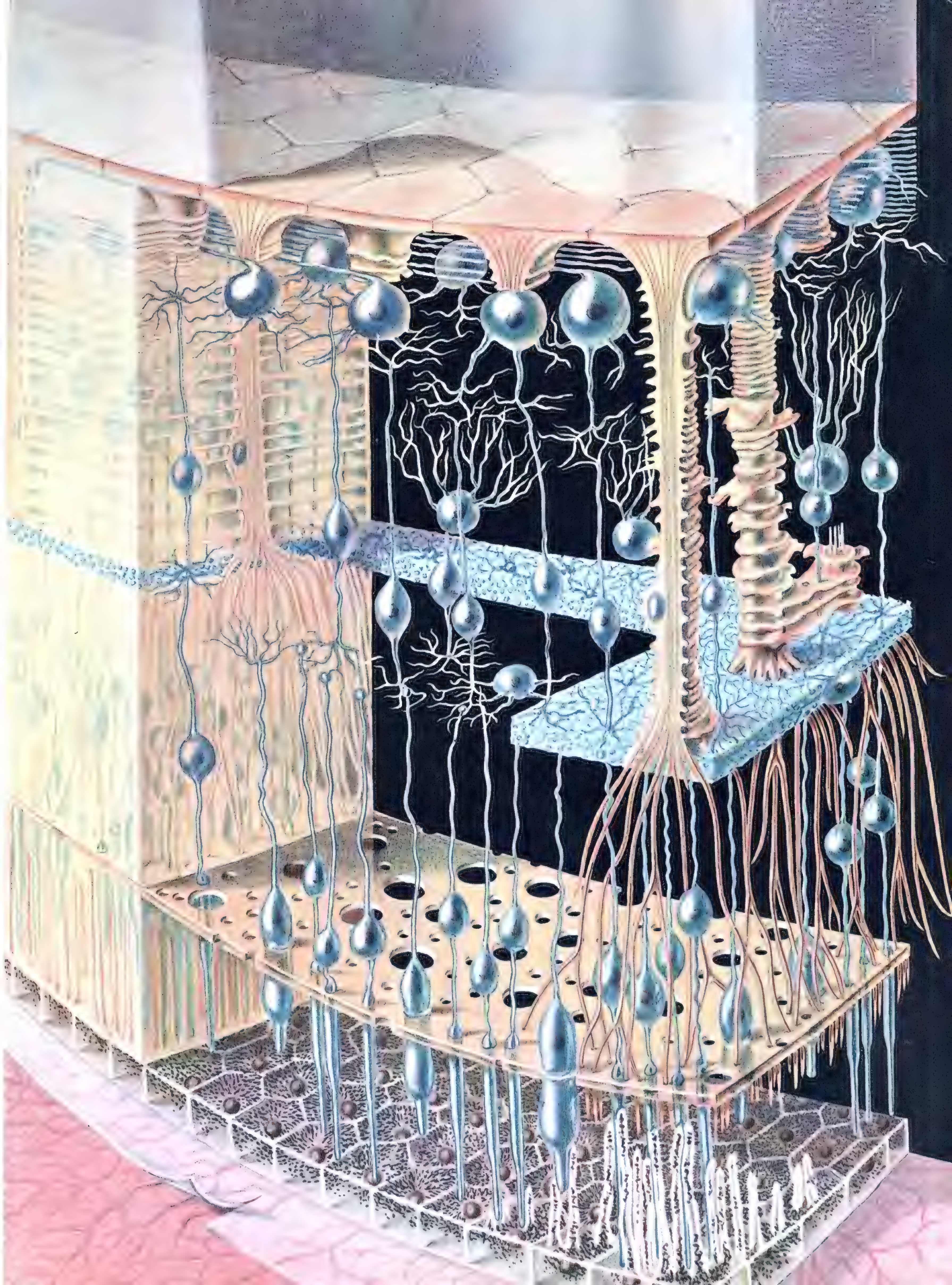
VON WALTER ROBERT CORTI

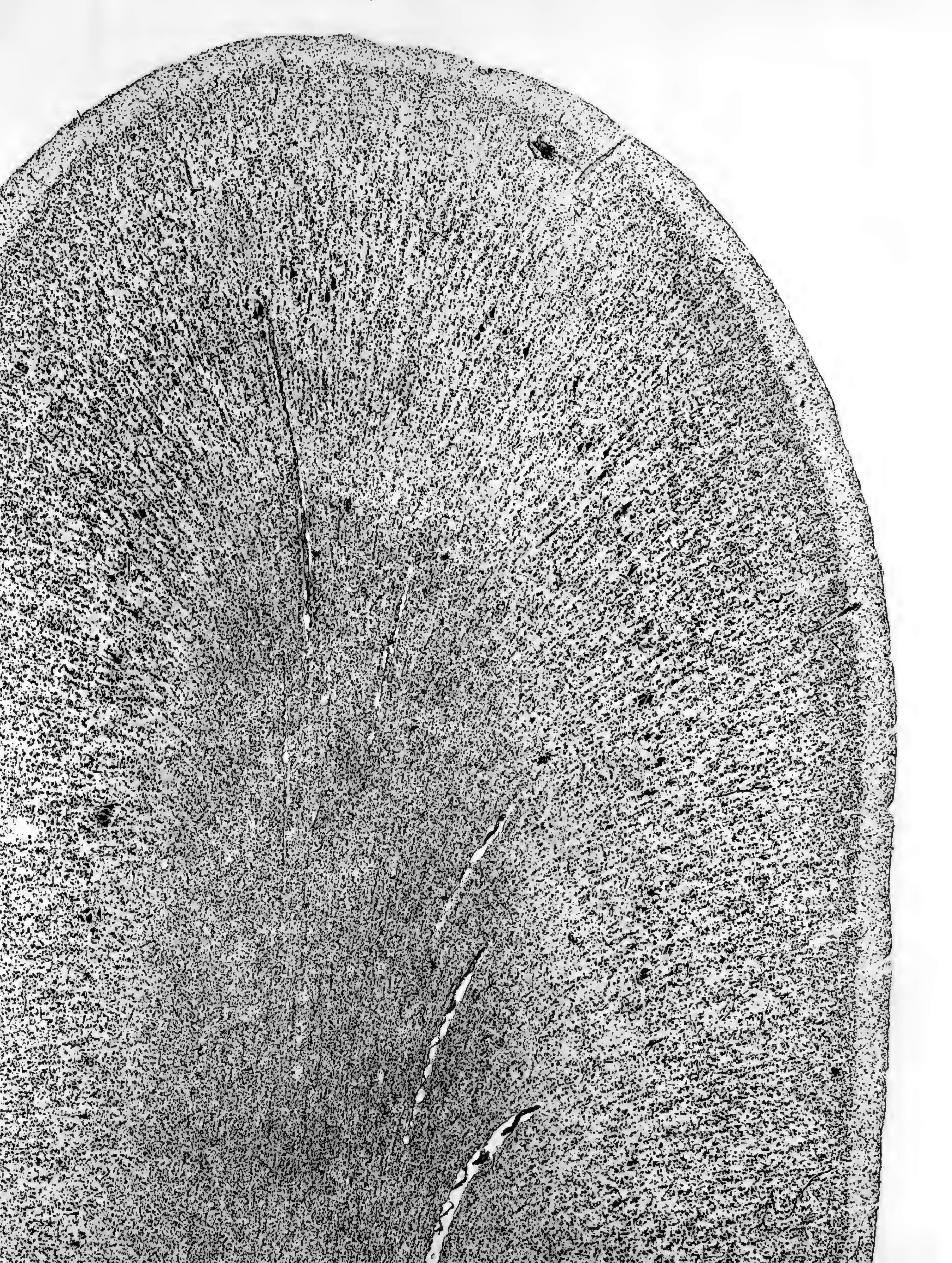
Uns Heutigen will es wunderlich erscheinen, wenn in den homerischen Gesängen der Seele ein Sitz tief unter den Eingeweiden im Zwerchfell zugewiesen wird. Voß hat denn auch phrēn gleich mit dem höher gelegenen Herzen übersetzt. Tatsächlich heißt so aber im Griechischen jener Quermuskel, welcher die Brust- von der Bauchhöhle scheidet und dessen Krampfzustände den bekannten «Hitzgi» hervorrufen. Der junge Student der Medizin lernt den nervus phrenicus kennen, der das Zwerchfell versorgt. Anderseits bezeichnet phrēn Gemüt, Geist, Sinn und Verstand. Diese Bedeutung des Wortes hat sich noch in der Gallschen Phrenologie erhalten, jener vielumstrittenen Lehre von der Erkennbarkeit geistiger Eigenschaften — nun, nicht mehr etwa aus dem Zwerchfell noch aus dem Herzen, wohl aber aus dem Schädel, in dessen knöchernen Formen sich nach Galls Meinung das eigentliche Organ der Seele, nämlich das Gehirn, ausdrückt. Gelegentlich findet sich in älteren Romanen die Bezeichnung Phrenesie für Geistesstörungen, hingegen ist der «frenetische Beifall» noch nicht ausgestorben und rührt, wenn er zwerchfellerschütterndes Ausmaß annimmt, damit an das Organ seiner eigenen wortgeschichtlichen Herkunft.

Daß die Seele im Herzen wohne, ist auch heute noch eine weitverbreitete Anschauung. Es ist der unruhige Pulsspiegel unseres Gemütes: Vor Schreck will es stillstehen, krampft sich in der Angst zusammen, schlägt vor Freude höher, es treibt uns die Schamröte ins Gesicht, dumpf pocht und beklemmt es uns in der Not. Das Herz ist das Liebkind des Volkes, von keinem Organ spricht der Volksmund inniger und sinniger, so daß es auch dem Forscher «ans Herz greift», wenn er Liebe, Güte und Treue noch höher hinauf lokalisieren muß, als schon das Herz auf dem Zwerchfell steht. Von ihm sagt ein mittelalterlicher Schriftsteller: «Wan diu natûr hât das herz gesetzt ze mitelst in den leip, dar umb, daß ez ein prunn und ain ursprinch ist der kreften aller andern glider, und ein schatzlädlein des lebens.» Dabei ist es nicht nur der Springquell der Gefühle, Aristoteles verlegt auch die geistigen Leistungen, das Denken, dorthin. Deshalb konnte dann Notker das lateinische mens (Geist, Vernunft) wieder mit herza übersetzen. Das Gehirn galt als eine Art «Abkühlungsorgan» drüsiger Natur; war es entzündet, so floß der Schleim durch die Nase herunter — davon haben wir heute noch das Wort Katarrh (von katarreo = herunterfließen). Sonst aber mußte es dem heißen Seelensitz, dem liebebrennenden Herzen, dieser gemütigen, vielbeschäftigten Werkstatt der Gedanken kühlend entgegenwirken. Die Autorität, die das Mittelalter den aristotelischen Schriften verlieh und die niemand mehr verworfen hätte als der große Grieche selber, sorgte dann für eine weite Verbreitung dieser Irrtümer. Von daher lassen sich viele Wendungen und Sprichwörter in allen abendländischen Sprachen verstehen. So heißt auswendig wissen auf englisch «to know by heart», französisch «par cœur», althochdeutsch «herzelîcho» . . .; «daz hirn ist kalter natûr» . . .; «das kälteste Herz ist wärmer, denn das wärmeste Gehirn» . . .; «ob schon ein Mensch alt ist, so bleibt doch das Herz allzeit frisch, Böses zu gedenken». Lavater nennt noch 1798 das Herz den Sitz des Bewußtseins. Die Trennung von Kopf, Hirn, Geist einerseits und dem Herzen anderseits war vor dem 18. Jahrhundert noch keineswegs so scharf. Im Grimmschen Wörterbuch, dem wir hier folgen, steht unter «Gedanke» (II, 3, c; Band 4, 1878) der bedeutsame Hinweis: «Die verlegung der gedanken in den kopf, d. h. das bewußte scheiden von kopf und herz genauer zu verfolgen wäre höchst wertvoll für (die) erkenntnis der neueren entwicklung überhaupt» — es ist wohl der treffliche Rudolf Hildebrand, der dies bemerkt. Angesichts der großen Fortschritte der modernen Hirnforschung wäre diese wortgeschichtliche Untersuchung mit schönstem Erfolge neu aufzunehmen. Das «Herz» liegt heute im Gehirn. Wurde es der früheren Vorstellung nach als Sitz der Seele gewertet, so bewahrte man tapfere, heilige Herzen in goldenen Kapseln gesondert vom übrigen Leichnam. Thaddeusz Kosciuszko der polnische Nationalheld, starb 1817 in Solothurn, seine Leiche wurde dann im Dom von Krakau beigesetzt. In der Zeit, als sich der polnische Nationalschatz in Rapperswil befand, barg dort eine kleine Schloßkapelle sein eingekapseltes Herz. Aus dem gleichen Fühlen heraus hat man noch 1935 Pilsudskis Herz gesondert begraben. Wie anders im Vernunftreich des Bolschewismus, das die Heiligenbilder aus den Ikonen nahm, um die Photographien von Marx und Engels einzusetzen. Auch bei Lenin wurde der für das Wertvollste gehaltene Teil in einer Kapsel aufbewahrt, nun nicht mehr das Herz — sondern das Gehirn, dem überdies noch eine sorgfältige histologische Untersuchung zuteil wurde. Und darin spiegelt sich die «neuere Entwicklung» in packender Weise, ein Vorgang, der dem Nachdenklichen auch viele Spannungen unserer Tage erklären kann. Was freilich der Volksmund vom Herzen aussagte, bleibt doch immer wahr. Das Unvergängliche in den Kleidern des sachlichen Irrtums zu erkennen und zu sammeln, Begonnenes zu vollenden, frühe Ahnungen in klares Wissen ausreifen zu lassen — das bleibt auch hier die unverrückbare Aufgabe. Die richtige Einsicht von den engen Beziehungen der «Seelentätigkeiten» zum Gehirn ist jedoch alt, auch wenn sie dann wieder vielfach verschüttet wurde. So gerne man einmal anders möchte, auch hierfür hat der Satz zu beginnen: Schon die Griechen wußten . . . Um 520 vor Christus hat Alkmaion von Kroton den Zusammenhang ausgesprochen. In dem Hippokrates zugeschriebenen Buch über die Epilepsie steht zu lesen: «Die Menschen müssen einsehen, daß unsere Freude und unsere Lust, unser Lachen und unser Scherzen, unsere Trauer, unser Zorn, unsere Verstimmung und unser Weinen nur aus dem Gehirn stammt; durch das Gehirn denken und verstehen, sehen, hören und erkennen wir.» Demgegenüber bedeutete die Meinung des Aristoteles wieder einen Rückschlag. Es ist tragisch, zu sehen, wie gerade den Irrtümern dieses lichten Geistes ein so großer Erfolg beschieden war. Aber der Gang der Wahrheit ließ sich nicht aufhalten. Nachdem die großen Anatomen Vesal und Falloppia das Gehirn genauer beschrieben hatten, eröffnete Descartes von neuem die nun bis in unsere Tage nicht mehr abreißende Diskussion über die Lokalisation der Geistesfunktionen, deren über-

wältigendes Auf und Ab zum Packendsten gehört, woran das menschliche Erleben teilnehmen kann. Trotz vieler Vorarbeiten — es sei nur an den prächtigen Burdach oder an den monumentalen Ansatz von Jules Soury erinnert — ist die glanzvolle Saga dieser Forschungen noch nicht geschrieben.
Die wenigsten Menschen ahnen auch nur, welche Schätze der Erkenntnis hier schon vorliegen, die leider meist nur von einem kleinen Kreis von Eingeweihten gehütet und gefördert werden. Dennoch beginnt heute ihre Arbeit in weitere Kreise zu dringen. Im 17. Paragraphen seiner 1714 erschienenen «Monadologie» sagt Gottfried Wilhelm Leibniz: «Denkt man sich eine Maschine, welche auf die Erzeugung von Gedanken, Empfindungen und Wahrnehmungen eingerichtet wäre, so könnte man sie sich, unter Wahrung der Maße, wie eine Mühle vergrößert vorstellen, in der wir umhergehen können. Dies vorausgesetzt, wird man bei ihrer Innenbesichtigung nichts als getrennte Teile finden, die einander stoßen, aber niemals etwas, woraus eine Wahrnehmung zu erklären wäre.» Die Resignation dieses Gleichnisses hat die echten Forscher nie entmutigt, das Schaltwerk unseres Denkens weiter zu entschleiern. Rätselhafte Gehirne grübelten über dem Rätsel des Gehirnes, und durch die rastlose Arbeit der Besten aller Länder ist die Modellmühle auch schon sehr viel größer geworden. Einmal lag ja da oben im Hirnhäuslein nur ein ungeformter Hirnbrei, in dem die «Hirnhummeln», die Hirnmücken, sogar auch Vögel hausen; es gibt das Stübchen, obere und untere, in denen die Hirngespinste gesponnen werden, die finsteren Gedanken gebrütet. Jean Paul verwendet richtiges Wissen in seiner Manier und sagt, «in der Dichtkunst ist jeder Gedanke der Nachbar eines Gefühles und jede Hirnkammer stößt an eine Herzkammer». Goethe findet dann das Prachtsgleichnis von der webstuhlartigen Mechanik unseres Denkens, wo ein Schlag tausend Verbindungen schlägt, die Fäden ungesehen fließen, damit sind dann aber die früheren Maschinengleichnisse nur verfeinert, in denen ein Rädchen zu wenig oder eines zu viel oder ein zerbrochenes das Räderwerk der Gedankenfabrik und damit die Ordnung des Geistes störte. Schön läßt sich verfolgen, wie die aufstrebende Elektrotechnik neuartige Bilder ermöglicht; bald ist unser Denkorgan eine wunderfeine Telephonzentrale, mit vielen kleinen Telephonfräuleins in allen Stübchen, eins fürs Ohr und eins fürs Auge, eines für die Hand und die Beine — nun, im Gehirn dieser Gehirnfräuleins müßte man wohl oder übel auch wieder solche Fräuleins denken, bis in die märchenhafte Winzigkeit hinein — worin das Denken mit dem Ausdenken dieser Dinge müde wird. Mächtig hat die drahtlose Telegraphie die Modellmühle gefördert, jetzt wurde das Gehirn zu einer Empfangstation aller möglichen Wellen und jetzt sah man rätselhafte Senderöhren darin funktionieren, welche den Muskeln die Verhaltensimpulse zusenden: mit dem Finger drohen, sich am Kinn kratzen, das enttäuschte Gesicht leise in die armen Hände legen. Wie uns glückliche Bastler mit den Mitteln der modernen Technik das Planetarium geschenkt haben, so werden sie uns im Frieden auch einmal ein Cerebrarium schenken — ein Gehirn, mühlengroß, an der Decke ein Mosaik von vieltausend farbigen Lämpchen mit den zu ihnen führenden und von ihnen wegleitenden Nerven. Da werden wir die Zellen dann aufleuchten sehen, die sich bei einem Juckreiz erregen, im Schläfenlappen schauen wir auf die Wirkung von Mozarts kleiner Nachtmusik, im «Hinterhauptslappen» (unter den Anatomen gab es bei der Namengebung selten Poeten) werden wir all den Reichtum wieder finden, den die Augen vom goldnen Ueberfluß der Welt trinken. Wir werden in den motorischen Regionen beobachten können, wie sich der Handlungsentwurf zum Entzünden eines Streichholzes vorbereitet — denn bevor wir handeln, «handelt» schon das Gehirn das Auszuführende vor. Wir werden im Althirn das Schlafzentrum bewundern, die Stätten der Lebenstriebe, die Weltmächte Hunger und Geschlecht. Eine solche Mühle könnte manchen Neunmalklugen, manchen Herzensesel und Bildungssnob mahlen und das Größte lehren, in dem alles Erhärtete wieder einschmilzt, nämlich das liebende Staunen. Indessen dürfte ein solches Cerebrarium recht teuer sein, und ein Lightning-Jäger kostet ja allein schon über 85000 Dollar...
Dank fleißiger und ehrlicher Darstellungen kann sich heute auch der Laie schon etwas in sein eigenes Gehirnmärchen einstudieren. Die Aufbauelemente stellen die Ganglienzellen dar, nächst den Geschlechtszellen die Gebilde mit den wunderbarsten Eigenschaften unseres Leibes. An einem ihrer Vorsprünge gehen sie in die Nervenfasern über, welche die vielen Orgelklänge der Organerregungen aus allen Gebieten des Körpers ins Gehirn melden, wo sie zu Empfindungen werden. Man denke doch nur, was der Durchnäßte unter dem Baum im krachenden Gewitter erlebt, die Mutter, die schutzsuchend im brennenden Gebälk des stürzenden Hauses, das dumpfe Rohren der Bomber über sich, das Wimmern des verletzten Kindes bei sich vernimmt, der Blinde, der mit seinen Händen einen Rodin «sieht», der Taube, der in der Tonhalle die Pastorale hört. Helen Keller sagt: «Ich begegnete einem Bischof mit der Hand eines Scherzboldes, einem Humoristen mit einer Hand von bleiernem Ernst, einem Mann von anspruchsvoller Würde und einer schüchternen Hand... Müdigkeit, Schmerz, Dunkelheit und köstliche Geduld — alles war in ihrer dünnen, abgezehrten, tastenden, liebenden Hand zu fühlen... Gewisse Hände strahlen und sprudeln über von Fröhlichkeit» — so spricht die Taubblinde, so können auch wir die Welt fühlen. In den motorischen Regionen formen sich die Reize für die Muskeln: die Spitzentänzerin, der Geiger, der Redner, der Feldherr, der den Befehl zum Angriff gibt und ein Meer von Blut und Tränen beschwört. Die Gesamtlänge aller in einem Menschen vorhandenen Nervenleitungen mag 480000 Kilometer betragen, was die Entfernung der Erde zum Monde (384403 km) übertrifft. Das ganze Hirn beherbergt etwa 12 Milliarden empfindender sowie motorische Impulse aussendender Ganglienzellen; vergleichsweise leben heute etwa 2 Milliarden Menschen auf der Erde. Für den Biologen sind freilich 12 Milliarden nicht «viel» — der ganze Leib enthält aktuell etwa 30 Billionen Zellen, wovon schon 22 Billionen allein auf die Blutkörperchen fallen. Im Laufe seines gesunden Lebens errechnete man die Samenproduktion eines Mannes auf 340 Billionen Samenzellen. Zwischen den Milliarden Ganglienzellen des Gehirnes bestehen nun noch die mannigfachsten Verbindungen und Schaltungen. Auch sie gehen sicher in die Billionen, jedenfalls enthält ein einzelnes Gehirn ein Vielfaches der gesamten Telephonanschlüsse der Erde in sich. Daß alle diese geheimnisvollen Kommunikationen mehrminder reibungslos funktionieren — das richtig zu bewundern, steckt unser Vermögen, derartigen Leistungen auch nur einigermaßen gerecht zu werden, noch in den Kinderschuhen. Dort, wo wir bei einem Mitmenschen Störungen dieses Gefüges sehen, werden wir sie einmal in der Bruderschaft alles Lebens betrachten, in die zuletzt jede Wissenschaft führen wird. Wir werden diesen Ausnahmen unsere ganze Liebe schenken, in der Ehrfurcht vor dem tief rätselhaften Geschehen, das sowohl in ihnen wie in uns selber zum Ausdruck kommt.

Versuch einer Darstellung vom Aufbau der menschlichen Netzhaut. Nach H. Grundner aus Fritz Kahn. Das Leben des Menschen. Band V. Siehe Anmerkung Seite 69





Der Mensch ist den Ursachen der früheren Pest- und Cholera-seuchen auf den Grund gekommen und vermochte sie zu bannen. De Kruif hat uns die Mikrobenjäger herrlich geschildert. Mit ihren Erkenntnissen läßt sich die Außenhygiene der Menschheit jetzt schon optimal gestalten. Wehrlos aber erliegen heute ganze Völker den Seelen- und Ideenseuchen und verderben ratlos, in der einzig noch lindernden Narkose einer ekstatischen Hingegebenheit an die dämonischen Kollektive und in der armseligen Rechtfertigung durch große, schicksalsdunkle Parolen. Welches sind denn die Erreger dieser innersten Krankheiten unserer Natur, welche Organe werden denn durch sie entzündet, daß ihr Fieberrasen im organisierten Massenmord seine orgiastische und verzweifelte Kühlung findet? Unser ganzes Verhalten, Dingen und Menschen gegenüber, alle unsere Handlungen, die persönlichen und die kollektiven, sind gehirnbestimmt. Was wir «Weltgeschichte» nennen, ist darum Hirngeschichte. Die wahre Besinnung auf unser wirkliches Tun gelangt erst in der Gehirnforschung zu seinen letzten Quellen. So, wie eine bestimmte, periodisch wiederkehrende Funktionsstörung des Gehirnes den Epileptiker in seinen unglücklichen Krampf wirft, so geraten ganze Völker, deren Angehörige in gleichlaufende gehirnliche Funktionsstörungen versetzt wurden, in die furchtbaren Krämpfe eines messianischen Bewußtseins und die mit Notwendigkeit aus diesem erfolgenden magischen Kriege. Alle Geschichte ist Handlungsprojektion von bewußten und unbewußten Gehirnvorgängen. Liegen Hirnstörungen, individuelle und kollektive, vor, werden auch die Handlungen gestört sein. Und aus der uferlosen Wahnwelt gestörter Handlungen dieser Tage kann uns gar kein anderer Sieg herausführen als die Erkenntnis und die Bekämpfung der am Gehirne angreifenden Ursachen dieser Verhaltensweisen. Was wir heute schon davon wissen, ermöglicht ungeahnte Einsichten in die Katastrophen unserer Zeit. Wir unterscheiden in jedem Menschen die «neue» Hirnrinde vom alten Hirnstamm. Beide regieren verschiedene Verhaltensweisen, sowohl im Leben des Einzelnen wie im Leben der Kollektive. Es gibt neuhirnlich und althirnlich ausgerichtete Menschen, neu- und althirnliche Gemeinschaften, Parteien, Gruppen, Völker. Beide Hirnfunktionsgefüge können miteinander ringen, das eine sucht das andere zu unterdrücken, der Einzelne kann aber auch ihre Harmonie, ihre liebende Ehe suchen.

Viele Menschen leben schwankend zwischen beiden, in den sogenannten Friedenszeiten gruppieren sich die alt- und neuhirnlich Entschiedenen gerne in den ihnen entsprechenden Verbänden. In den Zeiten der Kriege siegt dann, meist in den Schienen der geschichtlichen Determinanten (gelegentlich aber auch jäh, neu und ohne historisch verpflichtenden Sinn), eine der beiden gehirnlichen Entschiedenheiten und sucht nun die andere «gleichzuschalten». Das ist dem althirnlichen Nationalsozialismus in einem noch nie dagewesenen Ausmaß gelungen. Liegen neu- und althirnliche Gruppen vor dem gemeinsamen Gegner im Streit, so lähmen sie den eigenen Staat, das zeigte Frankreich. Sind althirnliche, totemistische Gruppen miteinander im Streit, haben wir die Balkantragödie vor uns. Diese Hinweise geschehen ohne Anmaßung. Sie sollen lediglich zeigen, daß es noch andere, unversuchte Kategorien gibt, unsere Not zu deuten. Dem Neuhirn entspricht ein anderes Weltbild als dem Althirn, dem offenen Verhalten steht das geschlossene gegenüber, wie dem «Geist» die «Seele», der rationalen Menschheit das magische Volk, der Wissenschaft die wie immer erscheinende Kirche, dem Wahrheitssuchenden der Wahrheitshabende, dem Ungeborgenen, der die Angst im Unbekannten aushält, der sich Fürchtende, welcher das Unbekannte im Gehäuse seines Glaubens abschirmt und sich dadurch dem schmerzhaften Werdestrom des Geistes entzieht. Der neuhirnliche Mensch versucht in der Vernunft zu leben, und das heißt im universalen Geheimnis alles Seienden, er sucht das Allgemeine der Wahrheit und darum immer auch die Gerechtigkeit für alle, nicht nur für alle Menschen, sondern für alle Leblinge und Dinge überhaupt. *Nicht das Alte allein ist bedroht, die Welt des Triebes, der Bindung, des magischen Verhaltens, sondern auch das Neue, die Welt des Geistes, der Freiheit und Wahrheit.* Das Althirn hat seine äonenlange Geschichte und seine uralten Bewährungen. Der Geist ist das junge, unendlich gefährdete Kind des Lebens, gewiß, wie alles Lebendige auch gefährlich genug. Jede persönliche und kollektive Geschichte wird von althirnlichen Mächten getragen und getrieben, dem dunklen Es, dem starken Blinden, der den sehenden Gelähmten auf den Schultern trägt, wie Schopenhauer einmal sagt. Die beiden haben sich in der abendländischen Geschichte nur selten und schwer verstanden. Die Formel vom «Geist als dem Widersacher der Seele» ist das gnadenlose Wort eines der «terribles simplificateurs» — die Verhältnisse liegen in ungemeiner Weise vieldeutiger vor uns. Der starke Sehende kann den Blinden terrorisieren, daß wohl Taten mit seinen Mitteln entstehen, daß er selber aber im Eigensten entmachtet ist. Es ist sehr einfach, zu sagen, der «Geist» hätte die Stuka ersonnen. Gebaut hat sie der starke Blinde, und er ist es auch wieder, der sie mit den usurpierten Augen des gelähmten Sehenden führt. Die Hirnbiologie wird aber auch dieses Bild noch einmal auflösen und seine Dialektik kristallklar herausarbeiten, daß sie selber dann in die Verfügung der kommenden politischen Aerzte der Menschheit gelangt. Solange man nicht wußte, wer die Diphtherie verursacht, war auch der Kampf gegen sie vergeblich. Mit Halswickeln und noch so gutgemeintem Tee sahen die Eltern ihr Liebstes auf Erden grausam ersticken. Nachdem Löffler den Bazillus entdeckte, konnte Behring bald das rettende Serum finden. Wenn wir einmal den Krankheitsvorgang der Massenpsychose, die Hirngeschehnisse des «Gott mit uns», des Blut- und Bodenmythos, den Chiliasmus der klassenlosen Gesellschaft, das Charisma des Herrenvolkes, der geistigen Kastration der Gleichschaltung, der Wiederheraufkunft des Termitenwahns und so vieler Menschheitsgeißeln mehr verstehen, werden wir auch gegen sie die Mittel finden, die von den meisten Menschen dieser Erde ebenso ersehnt werden wie die kleine saubere Behringsche Ampulle gegen die Diphtherie. Die heute wütenden Mächte der Tiefe wird allein der Geist beherrschen, nicht als ihr Widersacher, sondern als ihr eigenes rettendes und erlösendes Organ. Nicht soll der Geist über das Leben Herr werden als einer, der ihm von Haus aus fremd ist, sondern das Leben selber wird im eigenen Geiste seine Ordnung finden. In viele Prägungen hat sich der Mensch schon verirrt und mußte sich in blutigen Mühen wieder aus den Sackgassen seines Weges herausziehen. Er hat es immer wieder getan und geht immer wieder voll Sehnsucht die ewig junge Straße zu sich selber, um das doch einmal zu erreichen, was die heiligsten Ahnungen seines Geschlechtes verkünden: den menschlichen Menschen.

Photographische Aufnahme eines menschlichen Gehirnschnittes, zirka 40fache Vergrößerung. *Siehe Anmerkung Seite 69*

Toni lernt sein erstes Wort sprechen

VON DOROTHEE GOLDSCHMID

Toni war damals dreieinhalb Jahre alt und hatte immer die Rücksichten erfahren, die ein von der Natur benachteiligtes, einziges Kind von liebenden Eltern wie selbstverständlich genießt. Die wohlmeinende Hilfe seiner Umgebung enthob ihn meistens der Anstrengung, eine eigene Mitteilungsform zu suchen. Deshalb beschränkten sich seine Gefühlsäußerungen nur auf energisches Zugreifen und entschiedenes Abwehren, in denen sich allerdings die spätere sinnhafte Gebärde schon andeutete. Dem taubstummen Kinde bietet seine Umgebung meist viel zuwenig Anregungen, die es aus seiner Gehörlosigkeit und seiner Stummheit herausführen können. Darum ist es nicht verwunderlich, daß es körperlich und seelisch oft unentwickelt ist, wenn es in den Kindergarten kommt. Toni ist im Gegensatz zu manch andern Neueintretenden ein temperamentvoller Knabe, das romanische Blut macht sich bei ihm deutlich bemerkbar, trotzdem aber verfügt er nur über wenige verständliche Gebärden. Im Kindergarten erfährt er zum erstenmal die Gemeinschaft anderer Kinder, die auch Wünsche hegen und worin seine eigenen Ansprüche nicht ohne weiteres Geltung haben. Da er sich aber mitbeteiligen will und es ihm noch schwerfällt, sich verständlich zu machen, wird seine Geduld auf harte Proben gestellt. Anfänglich verfolgt er wie ein fremder Zuschauer das für ihn ungewöhnlich rege Spielen der Kinder. Ungeduldig drängt es auch ihn nach Beteiligung, und das fördert die Bereitschaft zum Erwerb neuer Ausdrucksmittel. Als ein Mädchen mit kleinen Hörresten sich mit einer Rasselbüchse spielend unterhält und sie vergnüglich vor seinem Ohr schüttelt, schaut ihr Toni aufmerksam zu. «Gib her, das will ich auch versuchen», scheinen die lebhaften Gebärden zu sagen, *wobei er den Mund bewegt;* hat er doch oft schon gesehen, wie die Erwachsenen in den Fällen eines auch ihm verständlichen Verlangens (für ihn dann freilich wieder unverstehbar) den Mund bewegten.

Wie er die Büchse in der Hand hält, ahmt er die Schüttelbewegung nach und spürt zum erstenmal das «Rasseln» als eigenartige Vibration. Das Neuartige der Entdeckung reizt ihn zu ständiger Wiederholung. Damit übt er unbewußt seinen Vibrationssinn, der später bei den Anfängen der bewußten Lautsprache wichtig sein wird. Mit der Zeit findet er andere Gelegenheiten, Vibrationen zu konstatieren. Er ist entzückt, wie er das Auftreffen eines Balles auf den Stuhl mit dem Tastsinn feststellen kann. Gelegentlich entdeckt er weiter, daß er an *verschiedenen* Körperstellen die Vibrationen wahrnimmt. Am Boden liegend, läßt er Töne auf sich wirken, sucht die angeschlagenen Klavierklänge zu erleben. Rhythmische Klänge wirken auf das taube Kind anregend oder beruhigend und durch sie wird sein Lebensgefühl aufs schönste beeinflußt. Die Freude an diesen fein differenzierten Wahrnehmungen scheinen mir das erste Sprechen zu erleichtern.

Wie entlocke ich ihm nun den ersten Laut? Alle bis jetzt vernehmbaren Aeußerungen sind spontan ausgestoßene, uns recht fremde, gurgelnde, brummende Laute, mit Ausnahme des uns vertrauten hellen Lachens. Ich lasse ihn an meinem Hals die Vibrationen beim Aussprechen des Wortes «Papa» fühlen. Aufmerksam beobachtet er meine Mundstellung, die er nachzumachen versucht. Tastend legt er sein Händchen an seinen Kehlkopf, um dieselbe Wirkung zu spüren. Aber ohne Erfolg; denn er ahmt nur die tonlose Sprechbewegung nach. Enttäuscht schüttelt er den Kopf. Jetzt spreche ich ihm das Wort sorgfältig in seine Handfläche, was ein lautes, helles Lachen auslöst, hat er doch deutlich den warmen Hauch meines Mundes und die Explosivlaute gespürt. Beim Wiederholen dieses lustigen Experimentes lege ich ihm jedesmal seine Hand an *seinen* Hals, damit er den natürlichen Ton beim Lachen spüre. Plötzlich gelingt ihm ein zaghaftes «A». Verwundert staunt er mich an, und als ich ihm glücklich zunicke, tätschelt er sich lachend auf den Kopf. Wir freuen uns beide über das wichtige Ereignis: über den ersten bewußt gestalteten Laut. Schnell wollen wir dem Laut einen Sinn geben, und ich wiederhole «Papa». Morgen suchen wir von neuem den Ton, übermorgen gelingt ein klares «A», und in einer Woche spricht er sein erstes, stimmhaftes «Papa» aus. Mit Stolz trägt er das Wort seinem kleinen Freunde vor, der als fortgeschrittener «Artikulationsschüler» ihn mit zusprechender Miene lobt.

In seinem Bilderbuch zeigt er mir einen «Papa», die tiefe Verbindung von Wort und Sache reift weiter aus, Mundbewegung und Begriff werden eins — Toni, der nie Worte hören wird, weder fremde noch je seine eigenen, lernte sein erstes «Wort» sprechen.

Was dies glückhafte Ereignis aber erst für seine Eltern bedeutet, das nachzufühlen, muß jeden glücklich stimmen.



Immer wieder spricht Fräulein Goldschmid dem kleinen taubstummen Toni das Wort „Papa" vor. Sie hält sein Händchen an ihren Hals, damit er die Schwingungen der Stimmbänder verspüre.



Jetzt probiert er's ohne Hilfe, die glückliche Erregung strömt auch in seine Hände.

Die Eroberung des Wortes

VON WALTER KUNZ

> *«Mir ist verspart der saelden tor*
> *da stên ich als ein weise vor*
> *und hilfet nicht, swaz ich dar angeklopfe.»*

Mit Walther von der Vogelweide könnte der Taubstumme klagen, daß er draußen stehe vor dem Tore des Glückes und anklopfe, auf daß ihm aufgetan werde.

Was macht den Menschen glücklich? Doch das Gefühl des Verstandenseins, der Liebe und Freundschaft. Nichts kann uns schwerer treffen als der Ausschluß aus der menschlichen Gemeinschaft. Diese ist undenkbar ohne Sprache; wer sie nicht besitzt, der steht abseits, lebt hinter einer Glasmauer. Er sieht das Leben an sich vorüberfluten in seiner Gewalt und Schönheit und kann nicht daran teilnehmen.

Kein Sinnentor ist so wichtig für die «Menschwerdung» wie das Ohr. Beeinträchtigt Blindheit vor allem das leibliche, das materielle Leben, so Taubheit das geistig-seelische. Sind dem Blinden auch die Augen, diese lieben Fensterlein, verdunkelt, so steht ihm doch das Tor der Seele offen, das Ohr, durch das die Sprache und damit das göttliche Licht der Vernunft in die Seele dringt. Der Blinde ist seelisch ähnlich beschaffen wie der Hörende; unbefangen treten wir ihm im Gespräch gegenüber; sein Geist und seine Sprache umfassen Höhen und Tiefen unseres Seins. Ganz anders der Taube. Er ist dem Hörenden fremd, rätselhaft, fast unheimlich.

Wohl kein Hörender ermißt, wie es in der Seele eines Taubstummen aussieht. Je länger man mit Taubstummen zu tun hat, desto rätselhafter wird uns deren Psyche, desto unheimlicher erscheint uns ihr Schicksal, desto mehr ergreift uns ein Leid, ihre seelische Gefangenschaft.

Die taubblinde Helen Keller schrieb unlängst: «Taubheit war für mich immer ein schwereres Hindernis als Blindheit. Versiegelte Ohren machen den Weg zum Wissen und zum Menschtum unendlich schwer. Die Taubstummen sind so hungrig nach einem Wort wie die Blinden nach einem Buch. Es ist aber seltsamerweise viel schwieriger, Leute zu finden, welche mit einem Taubstummen plaudern wollen, denn solche, welche Blinde mit Büchern in Blindenschrift versehen. Ich bin tief unglücklich, wenn ich daran denke, daß viele taubstumme Menschen eingemauert sind und seelisch einsam durchs Leben gehen müssen, weil ihre Nebenmenschen ungeduldig sind und keine Rücksicht nehmen.»

Taubstummheit tritt ein, wenn ein Kind taub auf die Welt kommt oder in früher Jugend das Gehör verliert. Es vernimmt dann unsere Lautsprache nicht und bleibt stumm. Obschon seine Sprechorgane — Kehlkopf, Mund, Zunge, Lippen — normal sind und das Kind lachen und weinen, rufen und schreien kann, lernt es nicht sprechen. Als Mensch, ausgestattet mit den gleichen Geistes- und Seelenanlagen wie der Hörende, will der Taubstumme seine Gedanken und Gefühle ebenfalls ausdrücken, will mit seiner Umwelt in Verbindung treten. Er benützt hiezu an Stelle unserer Lautsprache die natürliche Gebärdensprache. Aufgabe des Taubstummenunterrichtes ist es, diese kleinen Taubstummen zu entstummen, sie sprechen zu lehren. Es gibt darum eigentlich bei uns keine Taubstummen mehr, sondern nur noch Entstummte oder Gehörlose. Die neue Bezeichnung «gehörlos» setzt sich aber nicht durch, wie sehr die Gehörlosen auch dafür eintreten.

Wir verstehen seit alters her unter «taubstumm» nicht nur den Verlust von Gehör und Sprache, sondern auch eine bestimmte, eigenartige Geistesentwicklung. Auch ein Hörender, der später völlig ertaubt, ist ein «Gehörloser», er ist aber nie taubstumm. Der Unterschied zwischen einem Spätertaubten und einem eigentlichen Taubstummen, der vor der Spracherlernung ertaubte, ist so groß wie zwischen einem Sehenden und einem Blinden. Beide sind taub, der eine aber beherrscht die Sprache, der andere nicht.

Rund 8000 Taubstumme zählt die Schweiz, $^1/_5$ Prozent unserer Bevölkerung ist taubstumm; das ist der höchste Prozentsatz aller Länder Europas. Wir können uns «rühmen», das klassische Land der Taubstummheit zu sein. Nur wenige Taubstumme sind aber total taub, die meisten haben noch geringe Hörreste. Hörrestige Taubstumme lernen natürlich die Lautsprache leichter als Totaltaube, und ihr «Sprechen» ist wohlklingender und leichter verständlich als die Sprache der völlig Tauben.

Die Begabung der Taubstummen ist sehr verschieden. Neben vielen Mittelmäßig- und Schwächerbegabten finden sich auch Hochbegabte, die Erstaunliches leisten. Ungerecht sind daher Verallgemeinerungen wie: «Die Taubstummen sind dumm.»

Inzucht und Vererbung tragen weitgehend dazu bei, daß die Zahl der Taubstummen bei uns so groß ist. Mehr als die Hälfte der angeborenen Taubheit ist in der Schweiz endemisch, das heißt einheimisch, ortsgebunden.

Ton und Stimme sind Lebenskünder. Bewegung, Laut, Gebärde und Wort standen dem Menschen von Anbeginn an zur Verfügung. Das Wort erst machte den Mensch zum Menschen. Wir müssen darum dem Taubstummen auch das Lautwort geben, damit er wahrhaftig Mensch wird. Die Erlernung der Lautsprache bedeutet aber für den Taubstummen eine ungeheure Anstrengung und ist eine größere Leistung, als wenn der Hörende ein Dutzend Fremdsprachen erlernt.

Der Taubstumme besitzt zwar seine eigene Ausdrucks- und Mitteilungsform, die Gebärdensprache. Diese *natürliche Gebärdensprache*, die ja auch der Hörende benützt, ist recht primitiv; sie ist begrenzt in ihrem Ausdrucksvermögen und klebt zu sehr am nur Anschaulichen; ihr Redefluß ist eine Kette einfachster Sätzchen. Abstrakte Begriffe, wie: Schönheit, Treue, Tugend, lassen sich nicht ausdrücken. Da unser Denkvermögen abhängig ist von unserem Ausdrucksvermögen, das heißt von unserer Sprache, muß die Anwendung der primitiven Gebärdensprache unbedingt ein einfaches, primitives Denken zur Folge haben. Wir können dem Taubstummen die Gebärdensprache aber nicht verbieten, sie ist zu sehr Teil seines «Selbst». Wir können sie nur zurück-

drängen und versuchen, sie der Lautsprache dienstbar zu machen bei der Begriffsgestaltung (Aktions- und Illustrationsgebärde).
Wie bringen wir dem Taubstummen unsere Lautsprache bei? Pestalozzi sagte: «Der Taubstummenunterricht verdient die größte Aufmerksamkeit, weil in ihm gleichsam das Urbild des Unterrichts überhaupt enthalten ist.» Der Taubstummenunterricht ist gekennzeichnet durch Einfachheit und Gründlichkeit. Er ist eine schöpferische Tat. Aus dem Nichts wird eine neue Welt geschaffen. Mühsam und langwierig ist die Arbeit, aber auch schön und dankbar.
Zweierlei muß der kleine Gehörlose lernen, das *Sprechen* und die *Sprache*. Erst lernt er seine Sprechwerkzeuge kennen, er spielt mit Lippen und Zunge, er bläst und haucht und pustet. Genau ahmt er die verschiedensten Lautstellungen nach und spricht bald Laute und einfache Worte. Nach etwa einem Jahr ist der grundlegende Artikulationsunterricht beendigt.
Das Ablesen der Sprache vom Munde der Mitmenschen ist kein Hexenwerk, das lernt der Taubstumme so nebenbei. Bei Dunkelheit hört selbstverständlich jede sprachliche Verständigung auf. Es genügt nun aber nicht, daß der Gehörlose die Worte sprechen kann, er muß auch deren Bedeutung kennen. Zu jedem neuen Wort muß der entsprechende Begriff erlebt und erfaßt werden. Da gibt es kein Erklären, kein Schildern, kein Uebersetzen. Anschauen und Erleben ist alles. Langsam weitet sich das Weltbild. Solange es sich um anschaulich festumrissene Dinge handelt, geht es gut. Wir besuchen das «Bibi» im Hühnerhof, zeigen darauf und sagen «Bibi» und lassen Bibi nachsprechen. So geht es mit Auto und Tram, mit Blume und Baum. Sollen aber die Beziehungen zwischen den Dingen im Wort gefaßt werden, dann treten große Schwierigkeiten auf. Wie will man zum Beispiel das Wörtchen «aber» erklären? In der Gebärdensprache gibt es hiefür kein besonderes Zeichen. Es besteht keine andere Möglichkeit zur Klärung des neuen Begriffes als die Anwendung des neuen Wortes immer dann, wenn die zusagende Situation vorhanden ist und gewissermaßen körperlich erlebt werden kann. Dies mag in einzelnen Fällen Monate, wenn nicht Jahre, gehen.
An der sprachlichen Unsicherheit wird man den Taubstummen erkennen; immer wieder wendet er falsche Formen an oder verwechselt die Artikel. Da hilft kein Erklären und kein systematischer grammatischer Unterricht, da hilft nur Uebung. Auch wir haben nur durch ständiges Hören und Ueben unser Sprachgefühl erworben. Wir schwimmen stets in einem Meer von Sprache; dem Gehörlosen aber fließt nur ein dünnes Bächlein zu. Will er etwas erfahren, so muß man sich besonders mit ihm abgeben; an einem Gespräch mehrerer kann er nicht recht teilnehmen. Gespannt hängt er am Mund des Sprechenden; Alltägliches wird gut verstanden, was aber darüber hinausgeht, verlangt von seiten des Hörenden Zeit, Geduld und Nachsicht. Ein längerdauerndes Gespräch mit einem Taubstummen ist daher ermüdend, man gibt es leicht auf und speist ihn mit Wortbrocken und Zeichen ab.
Weil Sprache und Denken in enger Beziehung zueinander stehen, ist die Meinung weitverbreitet, daß wer nicht gut sprechen könne, dumm sei. Dies gilt sicher nicht für den gutbegabten Gehörlosen. Seine Rede ist wohl schwer verständlich und formell oft mangelhaft; sie ist aber immer sinnvoll.
Mißtrauen wirft man den Taubstummen vor. Wer würde nicht mißtrauisch werden, wenn er immer wieder mißverstanden wird; wenn er fühlt, daß man ihn nicht voll nimmt, ihn unterschätzt. Nicht Mitleid wünscht der Taubstumme, sondern Verständnis.
Gutbegabte Taubstumme können Hervorragendes leisten. In allen *Berufen*, in denen das Gehör nicht unbedingt notwendig ist, stellen sie ihren Mann. Ich fand in den USA. Taubstumme in über hundert verschiedenen Berufen, auch solchen gehobener Art (Chemiker, Techniker, Lehrer, Zahntechniker, Buchdrucker). In Neuyork wie in den engen Gassen San Franziskos lenken die Gehörlosen ihre eigenen Autos. Ford und andere große Unternehmungen beschäftigen in gewissen Betriebsabteilungen fast nur Taubstumme; nicht aus humanitären Gründen, sondern weil die Gehörlosen da Gutes leisten. Ueberall da, wo es auf Genauigkeit und Handgeschicklichkeit ankommt, wird der Taubstumme dank seiner scharfen Beobachtungsgabe mindestens so viel leisten wie der Hörende. Welche Großfirma der Schweiz würde da einen Versuch wagen? Auch Gemeinden und Staat beschäftigen drüben Taubstumme in ihren Betrieben und fahren besser dabei, als wenn sie Arbeitslosenunterstützung bezahlen oder die Taubstummen in Anstalten versorgen.
Die Arbeit, die Arbeit allein, erhält den Taubstummen lebenstüchtig. Da kann er seine Tüchtigkeit erweisen; das macht ihn stolz, das hebt sein Selbstvertrauen, das macht ihn froh. Ohne geregelte Arbeit zerfällt er körperlich und seelisch und muß oft schon frühzeitig in einem Heim versorgt werden. Geben wir ihm also Arbeit; sorgen wir dafür, daß der Gutbegabte einen Beruf erlernen kann, der Schwachbegabte einen einfachen Arbeitsposten findet.
Ohne Gemeinschaft kein Glück; die höchste Gemeinschaft aber ist die Ehe. Soll der Taubstumme darauf verzichten? Sollen wir abraten oder sogar verbieten? Ich glaube nicht. Gewiß, erbkranke Taubstumme sollten keine Kinder zeugen. Die Ehe ist aber nicht nur eine körperliche, sondern auch eine seelische Gemeinschaft. Diese Seelengemeinschaft braucht der Taubstumme, braucht sie nötiger als der Hörende, der ja durch Kunst, Musik, Literatur und Gesellschaft immer wieder Anschluß an geistesverwandte Seelen findet. Der Gehörlose aber braucht einen Lebensgefährten, der seine Sprache spricht, der ihn versteht. Nur der Taubstumme wird letzten Endes den Taubstummen recht verstehen. Er sucht denn auch immer wieder die Gesellschaft seinesgleichen. Da fühlt er sich glücklich; da weiß er sich verstanden; da geht seine Rede lauter und die begleitende Gebärde ungehemmter. Da spricht man seine «Mundart». Es ergeht ihm wie dem Fremdling im fernen Lande, dem das Herz warm wird, wenn er plötzlich heimatliche Laute hört.
Er hat nicht viele Freunde, der Taubstumme. Er steht am Lebenswege und wartet. Wartet auf Menschen, fühlende Menschen, die ihn verstehen wollen, die Zeit für ihn haben, die mit ihm sprechen und ihm Arbeit geben. Er hat keine besondere «Schöne»; rauh und schwerverständlich ist seine Stimme, primitiv seine Sprache, massiv oft seine Gefühlsausbrüche. Er kann nicht «schön tun», kann nicht für sich selber sprechen. Und er fühlt sein Anderssein; denn er ist sehr empfindsam, fühlt, daß er von den meisten, die da an ihm vorübergehen, nicht verstanden wird. Und er wartet, wartet hinter der Glasmauer. Wartet geduldig auf ein Wort, auf ein Lächeln, wartet auf deine menschliche Anteilnahme.



Wo das Gehör fehlt, vermag der Vibrationssinn die Schallschwingungen in seiner Weise zu verwerten. Der Kleine legt seinen Kopf auf den Deckel des Klaviers, konzentriert sucht er den Rhythmus der gespielten Melodie zu erkennen.



Vor dem Spiegel vergleicht Heinzli die Mundstellung der Lehrerin mit der seinen. Ein Licht ausblasen — das ist eine gute, verwertbare Uebung. Wie schön und ausdrucksvoll sind alle die Bewegungen der kleinen Taubstummen; jede Tätigkeit wird mit einer sprechenden Haltung der Hände untermalt.



Nachfolgende Doppelseite: Das Tamburin ist mir wie ein großes Trommelfell vorgekommen. Die Kinder stehen damit auch weit vom Klavier weg. Sie lernen ihre Empfindungen für die Schwingungen auszudrücken. Durch Hoch- und Tiefhalten der Hand suchen sie die Tonhöhe anzugeben. Wie sich die Musik so in Rhythmus und Tanz überleiten läßt und zu einer wunderbaren Befreiung der gebannten Seele führt, hat bei uns vor allem Mimi Scheiblauer gezeigt.







«Mimosa» heißt das Häuschen in Versoix, wo der armlose Maler Charly Pasche wohnt. Seine Mutter bat mich in die Küche: «Da ist mein Sohn.» Auf dem linken Fuße stehend, mit dem rechten einen Krug voll Milch haltend, war er eben daran, sich einzuschenken. Den Löffel führt er mit vollkommener Sicherheit und Grazie zum Munde. Mit einer selbstverständlichen Gewandtheit öffnet er die Tuben, mischt die Farben und malt die feinsten Details. Seine Katze liebkost Charly gerade so herzlich, wie wir es mit den Händen tun; Pfeifenstopfen und Briefschreiben macht ihm gar keine Mühe.

Das Lager in Gwatt

VON RICHARD G. BRETTELL

In den ersten sonnigen Tagen des vergangenen Septembers ward das kleine Dörfchen Gwatt am Thunersee von einem sensationellen Gerücht erfaßt, das alsbald auch die Nachbarschaft, ja Spiez und Thun, erreichte. Wie es hieß, hätte sich eine Menge «ausgebombter» Flüchtlinge beiderlei Geschlechts, einige hinkend, andere ohne Arme, manche in Dreirädern und viele andere, deren Leiden noch nicht genau bestimmt werden konnten, plötzlich wie ein summender Schwarm über das Dörfchen ergossen, lachend, schwatzend und französische Lieder singend, um sich schließlich in einem Ferienlager des Ortes niederzulassen.

Solche Botschaft verkündete die wundersame Mär. Den Mitgliedern der Schweizerischen Vereinigung der Gelähmten erschien sie wie ein Witz, aber ein so guter Witz, daß man sich augenblicklich anstrengte, dem Gerücht neue Nahrung zu geben: man lernte, so gut es ging, englische Lieder, um sie beim Spazierengehen auf der Straße zu singen. Von zwei Ausnahmen abgesehen, waren jedoch alle diese jungen Leute echte Eidgenossen. Der einzige Krieg, den sie hatten ausfechten müssen, mit den friedlichen Waffen unverzagten Mutes und frohen Vertrauens, richtete sich wider die Ungeheuer der Verzweiflung und Niedergeschlagenheit, denen körperliche Fehler unvermeidlich Tür und Tore öffnen.

Wir wollen nicht behaupten, jedes einzelne Mitglied unserer Gesellschaft sei vergnügt und guten Mutes. Wenn dem so wäre, vermöchte unsere Gesellschaft ihr Dasein kaum zu rechtfertigen. Sobald jedoch etwa ein Dutzend von ihnen beisammen ist, pflegen diese prächtigen Tugenden tatsächlich vorzuherrschen. Und das ist sehr beachtenswert. Die meisten Leute nehmen zweifellos an, in einem Raum oder gar in einem ganzen Lager voller Krüppel müsse eine dumpf-tragische Atmosphäre regieren und diese armen Unglückseligen würden ihre Zeit damit verbringen, sich gegenseitig zu bemitleiden oder im Ausmalen ihrer düsteren Krankheitsgeschichte zu wetteifern. Wahrhaftig, es fehlte ihnen nicht an Stoff für solcherlei Konversation! Wer aber etwa an jenem ersten Lagerabend in Gwatt teilnehmen konnte, als all diese jungen Leute zu Tische versammelt waren, hätte vielleicht die folgenden Brocken des allgemeinen Gesprächs vernommen: «Wer meldet sich freiwillig zum Geschirrwaschen nach dem Essen?» — «Was sagst du zu unserer Handarbeits-Ausstellung im Zimmer nebenan?» — «Hast du das Hörspiel im Radio gehört, das Pierre geschrieben hat?»* — «Wann wird die nächste Sitzung unserer Gruppenführer abgehalten?»

Dann ertönt plötzlich das rasche Klopfen eines Stockes auf der rohen Tischplatte, und in dem Augenblick des Schweigens, das dem Zeichen folgt, macht Sylvia mit ihrer ruhigen Stimme eine erfreuliche Mitteilung: «Herr Pfarrer läßt euch sagen, daß ihr die Ruderboote benutzen könnt, wann immer ihr wollt!» Ein Sturm der Begeisterung bricht aus, und Bella, genannt «die Löwin», erhebt ihre Stimme über dem Tumult, der sich sogleich zu Melodie und Worten formt, um als begeisterter Gesang emporzustreben, als wolle er die Decke über uns forttragen.

Da bleibt für Trübsal wenig Raum! Und dennoch ist es nur natürlich, das Gegenteil zu befürchten. Denn das erste Gefühl, dessen sich ein Krüppel bewußt wird, ist ein unvernünftiges Mitleid mit sich selbst. Er ist sichtlich «anders» als normale Menschen und erduldet nur allzu oft verschwiegene Qualen des Geistes, wenn sich Leute auf der Straße nach ihm umdrehen, oder wenn ein Kind mit großen, erstaunten Augen aufgeregt am Arm der Mutter zieht und laut vor aller Welt den Ausruf tut: «Mutter, warum geht dieser Mann so?» Wider die Peinlichkeit solcher Zwischenfälle läßt sich Gegenwehr nicht finden, indem man der Neugier der menschlichen Natur bitteren Krieg erklärt, und einfach zu Hause zu bleiben, um solchen Konsequenzen aus dem Wege zu gehen, hieße die Niederlage in Kauf nehmen. Nein, der Gebrechliche muß selber lernen, der Welt ins Angesicht zu sehen, und er wird sehr bald die Erfahrung machen, daß jene verhaßte Neugier nur herausgefordert werden muß — durch ein frohes Wort oder ein Lächeln —, um sich, wie vom Zauberstab berührt, unmittelbar in liebenswürdige, freundschaftliche Teilnahme zu verwandeln.

Doch mit der Ueberwindung des Mitleids mit sich selbst und des verlegenen Errötens ist freilich nicht genug getan. Es gilt, Arbeit zu verrichten und Brot zu verdienen. Von den fünfzig Gebrechlichen, die jenes jüngste Ferienlager der «Association Suisse des Paralysés» in Gwatt besuchten, bestritten dreiundzwanzig ihren Lebensunterhalt vollständig und sechs teilweise aus eigenen Kräften. Ihrer acht sind damit beschäftigt, ein Handwerk zu lernen, und acht weitere führen im Kreise ihrer Familien ein tätiges Leben. Manche gesunde Menschen, die beim Anblick von Krüppeln zunächst nur hilfloses Mitleid oder instinktive Unterschätzung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten aufbrachten, werden sich gewiß wundern, wie solch ein schmaler Prozentsatz der «Erwerbsunfähigen» überhaupt möglich ist. Wie können junge Männer wie unser Manu oder Paulet, von den Hüften bis zu den Zehen völlig gelähmt, mit körperlich Gesunden überhaupt wetteifern? Und wie vermag Loulou, die gleicherweise gelähmt ist und obendrein geschwächte Arme hat, jemals zu erwarten, ihr Brot verdienen zu können?

Es ist jedoch eine Tatsache, daß die meisten körperlich Behinderten gewisse Vorteile genießen, die, richtig angewandt, fehlende physische Widerstandskraft und Geschicklichkeit sehr oft ersetzen können. Krankheit schafft zum Beispiel Zeit und Ruhe zum Nachdenken, und so finden Gebrechliche nicht selten eine geistige Basis für ihr Leben, wie sie den Gesunden in ihrer gehetzten, geschäftigen Laufbahn nur allzu häufig entgeht. Es ist bekannt, daß bei Gebrechlichen diejenigen Glieder, die gesund geblieben sind, an Kraft und Geschicklichkeit zunehmen und die normalen Fähigkeiten bald übertreffen. Vor allem jedoch haben körperlich

* «Drame à la Clinique» von Pierre Rossillol.

Behinderte ein außergewöhnliches Bedürfnis, sich nützlich zu machen, und tiefe Freude an einer Arbeit, die sie erfüllen und befriedigen kann. Daß es an Gelegenheiten für Nebenbeschäftigung oder Zerstreuungen fehlt, ermöglicht ihnen, sich mit desto größerer Konzentration ihrer Arbeit zu widmen. Gerade deshalb wird Manu trotz seines so jugendlichen Alters von seinem Chef besonders geschätzt. Nur aus diesem Grunde kann auch Paulet seinen alle Kräfte beanspruchenden Posten auf einem Wasserwerkbureau behaupten. Und dank derselben Vorteile ist Loulou seit zehn Jahren auf einem orthopädischen Institut als einzige Flickerin tätig.

Wird der Erfolg also von nichts abhängen als ausschließlich von den zähen Anstrengungen des Gebrechlichen? Gewiß nicht! Durch seine Krankheit wie von einem schweren Schock getroffen, nicht nur körperlich, sondern auch in seinem Selbstvertrauen, bedarf der Gebrechliche zumindest eines Menschen in seiner Familie oder unter seinen Freunden, der an seine Fähigkeiten glaubt. Und darum haben wir bei unseren Versammlungen oder Ferienlagern auch den Brauch eingeführt, alle unsere gesunden Freunde zu uns zu bitten — Menschen, die fähig sind, uns weniger nach den Gebrechen unserer Glieder als der Integrität unseres Geistes zu beurteilen, und die, selber die Segnungen der Unabhängigkeit schätzend, bereit sind, uns in unserem Bemühen beizustehen, das Beste in uns zu fördern. Denn wir glauben, daß ein «Krüppel», wenn er einmal seine Angst überwunden und die Selbstachtung wiedergefunden hat, als ein Geschöpf von Gottes Hand, seine Grenzen erkennend und anerkennend, seine Talente und Möglichkeiten ermessend — wir glauben, daß er dann in dieser harten, verschwenderischen und schönen Welt ein würdiges und freudvolles Dasein wird finden können . . .

Nachsicht mit dem schwachsinnigen Kinde

VON MARIE MEIERHOFER

Eine Mutter kommt mit ihrem neunjährigen Töchterchen in die Sprechstunde. Sie klagt, ihr Kind hätte sich seit den zwei Jahren seines Schulbesuches völlig verändert. Früher lieb und folgsam, sei es zunehmend trotzig, reizbar und verschlossen, stehle sogar Geld, womit es sich Süßigkeiten erstehe. Der Tat überführt, leugne es alles hartnäckig ab. In der Schule sei das Mädchen nicht recht mitgekommen, man hätte es in eine Spezialklasse überweisen wollen. Das lasse sie, die Mutter, sich niemals gefallen, ihr Kind sei kein «Dubel», in ihrer Familie seien alle intelligent, der Mann Akademiker, sie selber eine gute Schülerin gewesen. Der einzige Bruder besuche die Sekundarschule. Freilich hätte das Mädchen spät sitzen und gehen gelernt, erst mit vier Jahren richtig reden können, und jetzt mache es all diese Schwierigkeiten. Die Untersuchung ergibt, daß das Mädchen sowohl in körperlicher wie geistiger Beziehung rückständig ist. Vermutlich handelt es sich dabei um die Folgen einer Geburtsschädigung. Daß ihr Kind geistesschwach sein könne — gegen diese Einsicht sträubten sich die Eltern mit aller Energie. Sie plagten es zu Hause mit zusätzlichen Hausaufgaben und Nachhilfestunden, um so bessere Schulleistungen zu erzwingen. Dauernd stand das kleine Mädchen unter dem erdrückenden Gefühl seiner Ohnmacht all den schweren Anforderungen gegenüber. Es wurde tief unglücklich, verzagte und begann sich gegen die Uebermacht aufzulehnen. Trost und Befriedigung suchte es in süßen und verbotenen Dingen. Der circulus vitiosus nahm seinen Lauf. Je mehr es auf Abwege geriet, desto mehr kamen Schelte und Strafe. Und nun sind beide da, Mutter und Kind, unglücklich und entzweit.

Die Mutter ist eine intelligente und vernünftige Frau. Sie ist dankbar, von den verschiedenen Ursachen des Schwachsinns zu erfahren. Ein solches Kind ist weder eine Strafe für eigene Sünden noch eine Schande, sondern immer ein Schicksal, das wir mit allem Adel unseres Herzens zu bestehen haben. Sie sieht nun ein, daß sie von falschen Voraussetzungen ausging. Die Eltern geben das Kind in ein geeignetes Heim, wo es unter seinesgleichen gepflegt und unterrichtet wird. Nach einiger Zeit ist das Kind nicht mehr wiederzuerkennen: Frei und fröhlich hat es sein Selbstvertrauen wieder gefunden und kann nun dem glücklich genügen, was sinnvoll von ihm verlangt wird.

Es gibt sehr viele Formen des Schwachsinns. Vor allem kommen beim schwachsinnigen Kind eine ganze Reihe von intellektuellen Fähigkeiten nicht recht zur Entwicklung. Ueberlegungen logischer Art, selbständiges Denken und Urteilen fallen ihm schwer. Neues wird nur mühsam aufgenommen, Wichtiges von Unwichtigem nicht richtig unterschieden, die Einzelheiten können nicht zu einem sinnvollen Ganzen verwoben werden. Es fehlt ihm der Ueberblick und die rasche Anpassung an neue Situationen. Der schwachsinnige Mensch fühlt sich unsicher, die Umwelt ist übermächtig, er ist ihr wortwörtlich nicht gewachsen. Darum ist er besonders empfindlich, reagiert manchmal mit Kurzschlußreaktionen, seine Gefühle ermangeln der höheren Steuerung. Die Charakterzüge des Schwachsinnigen treten meist im Guten und Schlimmen ungeschminkt zutage, darum kommt er auch leicht mit dem Gesetz in Konflikt und kann in seiner unzulänglichen Weltfestigkeit auch bösartig werden. Trotz all diesen gehirnlich bedingten Beeinträchtigungen ist er mitunter

Der kleine Schwachsinnige spricht nicht viel, seine Augen folgen meinen Bewegungen, er sucht Schutz und Anlehnung bei seinem größeren Kameraden. Wenn die glänzenden Plättchen seines kleinen Musikinstrumentes in der Sonne aufleuchten, freut er sich, er ist zufrieden, wenn wir gut mit ihm sind, ihn an der Hand nehmen und ein wenig mit ihm gehen.





doch imstande, Erfahrungen zu sammeln und zu verwerten. Manchmal leistet sein Gedächtnis ganz Erstaunliches. Einer von ihnen weiß das ganze Tramnetz der Stadt Zürich auswendig, ein anderer eine bestürzende Anzahl von Telephonnummern. Auch kann etwa ein Schwachsinniger in einer Stadt alle Straßen wiedererkennen, die er darin einmal gegangen ist. Dort, wo die Sprache unterentwickelt ist, kann die musikalische Nachahmung ungestört erhalten sein. Für den Gehirnforscher stellen sich hier große Rätsel, deren Lösung langsam, aber zäh fortschreitet.
Einmal Erlebtes und Erlerntes wird oft gut behalten, mechanische Arbeiten, die dem Normalsinnigen langweilig und durch ihre Monotonie quälend erscheinen, dann gut durchgeführt, wenn sie keine speziellen Ueberlegungen beanspruchen. Diese einfache Arbeit wird mit Stolz und zufriedener Hingabe erfüllt. Hier wird die widerspenstige Materie glücklich auch einmal bezwungen, und das noch zur offenkundigen Befriedigung der Umwelt! Sind seine charakterlichen Anlagen nicht abwegig, so hängt der Schwachsinnige mit großer Treue an seiner Arbeit, an wohlwollenden Mitmenschen und an den ihm anvertrauten Dingen. Erfährt seine Gutgläubigkeit und Gutmütigkeit keine Enttäuschung, begegnet seine Hilflosigkeit und Unsicherheit einem gütigen Verstehen, seine Liebebedürftigkeit einer auch nur etwas freundlichen Resonanz, so vermag er das dankbarste und anhänglichste Wesen zu werden, das man sich denken kann. Läßt sich ein solches Kind auch nicht voll erziehen, so erzieht es seine Geschwister und Kameraden zur Ritterlichkeit und Großmut. Kaum ein anderes menschliches Wesen kann mit einer Kleinigkeit und ein wenig Drandenken so glücklich gemacht werden. Vor seinem gutmütig-breiten Lächeln, dem unvoreingenommenen, vertrauenden Blick werden alle unsere hochtrabenden Gedanken vom Wert und Unwert eines solchen Lebens fragwürdig. Mütter hängen oft besonders stark an ihrem schwachsinnigen Kindchen. Mit einem Teil ihrer Liebe möchten sie ihr Kleines immer gern klein und hilflos haben. Dem kommt nun das Schwachsinnige ganz besonders entgegen. Das normale Kind muß sich in die Welt einwachsen, das geht nicht ohne Mauserung, ohne Kritze und Schnitte, ohne jenes Sichselberwerden, von dem die Flegeljahre oft nur ein kurioser Ausdruck sind. Das Schwachsinnige bleibt dauernd hilfebedürftig, ein Nesthäkchen. Dennoch haben die immer wieder auf noch so kleine Fortschritte hoffenden Eltern gar nicht so unrecht. Durch geeignete Methoden der Schulung können auch noch bei schwereren Graden des Schwachsinns erfreuliche Resultate erreicht werden. Der Ausbau unserer Spezialschulen und Heime zur optimalen Ausbildung schwachsinniger Kinder mit dem Ziel ihrer Einfügung in die soziale Ordnung schreitet fort. Auch hier wird das Genaunehmen der Lage dieser oft recht frohen Weltbürger durch die ärztliche Forschung noch viel Segen bringen.

Anpassung, operative Wiederherstellung und prothetischer Ersatz

VON TH. NAEGELI

Schicksal und Aussichten der Verstümmelten und Krüppel sind in den letzten Jahrzehnten ganz wesentlich verbessert worden. Dazu haben in erster Linie der technisch-operative Ausbau der Chirurgie und Orthopädie sowie Vervollkommnungen im Bau künstlicher Glieder beigetragen. Natürlich kommt einer sachgemäßen Behandlung, Ausbildung und, wenn nötig, Umschulung der Verletzten eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung zu. Nicht zum wenigsten steuert aber der Verstümmelte selbst dazu bei, seine Leistungsfähigkeit zu heben, da Energie und Ausdauer, das heißt ein guter Wille, Faktoren sind, mit denen allein eine geglückte Operation das erreicht, was mit ihr zu erreichen ist. Dasselbe gilt von verstümmelten Gliedern, die nur durch ständigen eigenen Gebrauch gebrauchsfähig werden können. Die große Zahl der Verwundeten des letzten und jetzigen Weltkrieges hat den Ausbau aller in Frage kommenden Möglichkeiten ganz wesentlich gefördert. Im folgenden wollen wir uns nur kurz mit den Verstümmelungen der Extremitäten befassen, dem wichtigsten Kapitel im Rahmen der verschiedensten sonstigen Defekte.
Wie lassen sich Verstümmelungen am zweckmäßigsten ausmerzen, wie können wir Verlorenes oder Nievorhandengewesenes «ersetzen»? In den Ländern, die der «traumatischen Epidemie», das heißt einer Häufung von Verletzungen, zum Opfer gefallen sind, beschäftigt man sich sinngemäß ganz besonders intensiv mit dieser Frage. Aber auch für uns hat sie großes Interesse. Nicht mit Geld will man heute einen Schaden wieder gutmachen, das heißt den Ausfall entsprechend «entschädigen». Dies kann man ja in Tat und Wahrheit auch nicht, und diese Einstellung ist vom psychologischen Gesichtspunkt aus auch falsch. Vielmehr versucht man mit Hilfe aller uns zurzeit zur Verfügung stehenden Mittel, vor allem durch operative Eingriffe und Prothesen, aber auch entsprechende Schulung, den Verwundeten möglichst bald im Arbeitsprozeß wieder unterzubringen. Es soll ihm damit das Bewußtsein seiner eigenen Leistungsfähigkeit gegeben werden, das heißt das Gefühl, kein Mensch «zweiter Güte» und abhängig von seinen Mitmenschen zu sein.

Die Unterwassermassage ist schonungsvoller als die gewöhnliche Massage. Sie kann in Fällen angewendet werden, da der Kranke diese noch nicht verträgt. Unter anderm sind mit dem Unterwasserverfahren gute Ergebnisse bei der Nachbehandlung der Kinderlähmung erzielt worden.

Wir verfügen heute in der Hauptsache über drei Möglichkeiten, einen Verlust «wiedergutzumachen» oder «Nichtvorhandenes» zu ersetzen. Die beste liegt in seinem *vollwertigen Ersatz*, der nun leider beim Menschen nur in ganz geringem Umfang gegeben ist. Die *plastische Chirurgie* vermag allerdings zum Beispiel den für das Zufassen so wichtigen Daumen durch eine Zehe oder einen anderen weniger wichtigen Finger zu ersetzen, wobei wir das Material vom Verletzten selber nehmen müssen. Wir können Knochen-, Gelenk-, Sehnen-, Muskel-, Nerven- und Gefäßdefekte beseitigen und damit die Gebrauchsfähigkeit erheblich steigern. Außerdem können wir versteifte Gelenke operativ wieder beweglich machen, abnorme Bewegungsvorgänge beheben und so manches im Gebrauch behinderte oder fast funktionslose Glied wieder aktionsfähig machen. Ebenso bedeutsam ist — oft mehr vom kosmetischen Gesichtspunkt — der Ersatz großer Gesichtsdefekte, von Kinn, Nase, Ohrmuschel und dergleichen.

Eine zweite Möglichkeit gibt uns die *Umbildung* noch vorhandener Reste. Auch hier ist es die operative Wiederherstellungschirurgie, die schönste Triumphe feiert. An der oberen Extremität vermögen die willkürlich-bewegliche Hand nach Vanghetti-Sauerbruch sowie der Krukenbergarm, die es dem Verwundeten ermöglichen, sei es mit dem umgeformten Stumpf oder durch Bildung von Muskelwülsten im Stumpf, die durch Kraftübertragung eine entsprechende Prothese selbsttätig bewegen, den Verlust weitgehend zu ersetzen. Ersterer hat den Vorzug, Haut, Muskulatur und Knochen selbst zu benützen, und besitzt damit das zum Festhalten und zum Fassen im Dunkeln so wichtige Gefühl. Wir haben «Ohnhänder» gesehen, die sowohl mit dem einen wie andern Arm recht diffizile Handarbeiten auszuführen vermochten. In den entsprechenden Speziallazaretten dürfen sich die deutschen Verwundeten, soweit es Stumpflänge und Beschaffenheit erlauben, die Hand beziehungsweise den Arm, den sie haben wollen, selbst auswählen. Solche komplizierteren Prothesen kommen in erster Linie für Geistes- und Leichtarbeiter in Frage. Der Schwer- und Landarbeiter benützt dagegen lieber einfachere Prothesen, in Form einer Klaue oder dergleichen. Die Bewegungen derselben werden im allgemeinen durch Kräfte anderer Gelenke getätigt und gestatten nur einförmige, für die Arbeit besonders wichtige Funktionen. Eine langdauernde Nachbehandlung sichert in den meisten Fällen erst einen vollen Erfolg, bei der Anleitung und gutes Beispiel durch «vorgerücktere» Leidensgefährten von großer Bedeutung sind.

Die dritte Möglichkeit, die unter Umständen mit den vorigen kombiniert werden muß, besteht in der *Anpassung*. Sie stellt eine der wichtigsten Eigenschaften der lebenden Materie dar. Die Mittel, die bei ihr zur Verfügung stehen, sind die des normalen Lebensablaufes. Die Kräfte, die mitwirken, sind diejenigen des Wachstums und der Differenzierung. Das Ganze charakterisiert sich als gesteigerter Akt normaler Abläufe und Schwankungen im labilen Gleichgewicht der energetischen Spannungen, die das Leben mitbedingen. Bei der Anpassung suchen wir, sowohl aus dem verstümmelten Glied wie aus dem übrigen Körper durch Uebung, Umlernung und dergleichen, soviel wie möglich herauszuholen. Viele Erfahrungen haben gezeigt, in welchem Umfang besonders der jugendliche Organismus das noch Vorhandene in bestmöglicher Weise auszunützen vermag. Sehr oft handelt es sich dabei nicht nur um rein funktionelle Vorgänge, sondern um einen entsprechenden geweblichen Umbau.

Von großem praktischem Interesse ist in dieser Hinsicht die Auffassung des Amerikaners *Ford*. In seinem Buch «Mein Leben und mein Werk» schildert er die Grundsätze der Einstellung seiner Arbeiter. Niemand darf auf Grund körperlicher Mängel entlassen werden; denn es hat sich gezeigt, daß der Vollbesitz der Kräfte nicht unbedingt Grundbedingung zur Höchstleistung bei jeder Art von Tätigkeit sein muß. Mehrere tausend seiner Arbeiter rekrutieren sich aus Amputierten der verschiedensten Kategorien. Es ist sicher für den dauernd Defekten von größtem Vorteil, die eigene Arbeitsfähigkeit wieder zu erleben, wieder der eigenen Kraft bewußt zu werden, zu erkennen, daß man *trotzdem* arbeiten und etwas *Positives* leisten kann. Die große Bedeutung psychologischer Momente ist daraus klar ersichtlich.

Wie leicht verständlich, haben Jugendliche den großen Vorzug, daß sie sich schneller und leichter anpassen und umlernen können. Im Gegensatz zu manchen Erwachsenen setzen sie ein minderwertiges Glied nicht außer Funktion. Durch andauernde Uebung wird es in seiner Gebrauchsfähigkeit gesteigert. Ein angeborener Spieltrieb hilft über Schwierigkeiten hinweg, die zur Erreichung des Spielzieles erreicht werden müssen. «Spielend» lernt das Kind, seine deformierten Gliedmaßen nicht zu ignorieren und zu vernachlässigen, sondern in den Dienst seiner Handlungen zu stellen. Eine rechtzeitige Beratung durch einen Chirurgen oder Orthopäden ist bei jedem Verstümmelten und Krüppel erforderlich. In dieser Richtung hat die Krüppelfürsorge und Krüppelberatungssprechstunde schon ungeheuer viel Gutes geschaffen. Die Behandlung erfordert nun von Arzt und Patienten außerordentlich viel Geduld und Ausdauer. Nur ein Mithelfen des Kranken kann ein günstiges Endresultat gewährleisten. Die Zahl der Kunstarme und -beine ist recht groß. Viele Armamputierte legen den Hauptwert auf eine Verdeckung des Verlustes, eine an sich unrichtige Einstellung. Man muß jedem Verstümmelten die Prothese geben, die bei ihm die bestmögliche Arbeitsfähigkeit gewährleistet.

Der Schwerhörige ist anders als der Taubstumme

VON MARIE AEBLY

Grillparzer: «O Auge des Gemüts, allfühlend Ohr!»

Schwerhörig sein, bedeutet: hören und nur unvollständig verstehen. Im Gegensatz zu dem bei der Geburt gehörlosen oder in frühester Jugend ertaubten Kind, vermag das schwerhörige Sprechen und Sprache auf dem natürlichen Weg durch das Ohr zu erlernen. Es bedarf zwar ebenfalls einer speziellen Schulung, da ein Kind, das die Stimme seiner Mutter nur bruchstückweise aufnimmt, sich seelisch und geistig anders entwickelt als das vollhörende. Dennoch wird es in einem ganz anderen Grade bildungsfähig werden und sich später in die menschliche Gemeinschaft eingliedern können als das taubstumme. Die Mehrzahl der Schwerhörigen ist ohne Zweifel in Jahren gehörleidend geworden, wo Schul- und Berufsausbildung abgeschlossen und Persönlichkeit und Charakter bereits ausgeprägt sind. So verschieden die Ursachen sein mögen, ob von Vererbung, Unfall, Mittelohrkatarrhen oder Infektionskrankheiten herrührend, so mannigfach können auch die Auswirkungen des Leidens sein. In der Schweiz sind an die 100000 Schwerhörige statistisch nachgewiesen.

Vor dem Bau des inneren Ohres stehen wir wie vor einem unbegreiflichen Wunderwerk! Störungen im mittleren oder inneren Ohr führen zu den erstaunlichsten Ausfallserscheinungen im Bereiche der Tonwelt. Selten erstreckt sich die Intensitätseinbuße auf die ganze Tonskala. Je nachdem sie die höheren oder niederen Töne betrifft, sind die Frauen- oder die Männerstimmen weniger gut verständlich. Ist das Mittelohr mit der Schalleitung geschädigt, so ermöglicht die Knochenleitung eine Verständigung durch Telephon und Hörapparat. Bei Otosklerose kommt es sogar vor, daß der Gehörkranke im Tram, Auto und Zug alles versteht, da die durch krankhafte Veränderungen gehemmten Gehörknöchelchen wieder in Schwingung geraten.

Die Bruchstücke des Gehörten gilt es nun durch Erraten und Kombinieren zu ergänzen, was eine ständige Anspannung und Ermüdung verursacht, wie wir sie etwa bei ungenügender Beherrschung einer Fremdsprache kennen, nur sind sie bei Schwerhörigkeit meist unvermeidlich. Aber auch die Denkarbeit des Gehirns wird je nach dem Fall beeinflußt. Was bei Guthörenden als akustischer Eindruck registriert wird und als Gedächtnis haftenbleibt, verflüchtigt sich hier ins Vergessen. Hört der Schwerhörige nicht mehr gut, was er antwortet, so ist es möglich, daß er im nächsten Augenblick nicht mehr weiß, was er gesagt hat. Wichtige Dinge sollte man daher aufschreiben. Anderseits findet man Schwerhörige mit ungewöhnlich nachhaltigen akustischen Vorstellungen, wie zum Beispiel bei einem pianistisch Geschulten, der sein eigenes Spiel nicht mehr hören kann und dennoch das Gefühl hat, als empfände er es wie früher. In vielen Fällen überdauert das Musikgehör allerdings noch lange das Sprachgehör. Sein vollständiges Schwinden ist dann oft die Ursache neuer seelischer Erschütterungen. Für die lange Dauer der musikalischen Eindrücke und die Nachhaltigkeit akustischer Vorstellungen ist Beethoven das großartigste Beispiel. Als er, wegen der Abnahme seines Gehörs, der Selbstvernichtung nahe, das erschütternde Heiligenstädter Testament schrieb, war er 32 Jahre alt und hatte erst seine zweite Sinfonie vollendet! Auch er litt unter quälenden Ohrgeräuschen, wie sie oft mit diesem Leiden verbunden sind. Rätselhafter Herkunft und keiner therapeutischen Beeinflussung bis heute zugänglich, variieren sie von sanften Melodien bis zu Brüllen und Tosen und können sich, gerade in der Nacht, bis zur Unerträglichkeit steigern.

Wenn schon schwere Lebenserfahrungen und körperliche Leiden den Charakter des Menschen beeinflussen, sind da, wo eine so wichtige Funktion gestört ist, erst recht tiefe Einbrüche in die Seele zu erwarten. Vielleicht ist man aber zu sehr geneigt, jede Eigenart und Wunderlichkeit diesem Leiden zuzuschreiben, bilden sich doch auch bei Guthörenden unbegreifliche Eigenschaften aus, besonders im Alter. Das Mißtrauen bei gewissen Schwerhörigen läßt sich am leichtesten erklären. Nicht umsonst gilt es als schlechte Sitte, vor einem Dritten miteinander zu flüstern, muß doch dieser annehmen, es werde über ihn gesprochen. In Selbstdarstellungen treffen wir öfters auf das Bild vom gläsernen Turm, der den Schwerhörigen vollständig vom Leben abschließe, und von dem aus er gezwungen sei, alles zu beobachten, ohne die Handlungen deuten zu können. Die Einsicht in die Ursachen des Geschehens um ihn her ist ihm also verwehrt, so daß er sich ausgeschlossen fühlt aus der Welt der Beziehungen und der Gemeinschaft, ausgeschlossener als der Blinde, der ja zumeist größerem Verständnis und Mitgefühl begegnet. Dennoch weiß eine große Zahl Schwerhöriger, und darunter Persönlichkeiten von Bedeutung, mit Hilfe von Hörapparat und der Fähigkeit, von den Lippen abzulesen, ihren Platz im Leben voll und ganz zu behaupten.

Eignet sich das taubstumme Kind in jahrelanger Schulung das Absehen zugleich mit dem Sprechen und der Sprache an, das schwerhörige meist leicht mit dem oft wiederholten Stoff beim Lesen, Schreiben und Rechnen, so ist es für den Erwachsenen zunächst eine etwas ungewohnte Art des Erlernens. Aufnahmen mit der Zeitlupe zeigen uns, daß das Auge allein nicht fähig ist, komplizierte Bewegungen zu erfassen und erst recht keine so differenzierten wie die Sprechbewegungen. Uns unbewußt, nehmen wir Bewegungen wahr durch unseren kinästhetischen, das heißt bewegungsempfindenden Sinn, kraft dessen wir jede Art von Tätigkeit vollziehen, von den ersten Greif- und Tastversuchen des Säuglings bis zum Handwerk, Sport und Tanz und dem Spielen von Musikinstrumenten. Daher gleicht das Erlernen des Absehens nicht einem gedächtnismäßigen Aufnehmen, sondern eher einem Trainieren der Sprechbewegungen, aber ohne jede körperliche oder psychische Anstrengung. Indem der Schüler die Sprechbewegungen nachahmt und mitformt, bildet sich sein Gefühl dafür aus, bis ihm das Absehen zu einer passiven Wahrnehmung wird, wie Gesicht und Gehör es bedeuten.

Die mit den Wundmalen des Krieges . . .

VON EDWIN ARNET

Eines Tages werden sie zurückkommen.
Sie werden sich langsam und mit der Steifheit verletzter Heuschrecken das Trittbrett des Bahnwagens herablassen. Viele werden tastend die Hand aufs Geländer legen. Etliche kommen ihrer Mutter entgegen, die seit einer Stunde mit dem Kopfschal auf dem Perron steht, und sie drücken ihr die Hand mit Holzfingern. (Diese Hand ist nicht von meinem Fleisch, denkt die Mutter.) Etliche haben wie die Zelluloidpuppen unserer Jugend ein Stück ihres Gesichtes verloren. Viele werden sich zum erstenmal seit langem wieder an den Tisch in der Stube setzen und ihre Krücken, diese vom Körper losgetrennten Gliedmaßen, hinter sich an den Stuhl lehnen, wie es die Orgelmänner unserer Jugend getan, die an den Wegen zur Kirchweih ihre Leibruinen aufgestellt hatten. Die Mutter ist in die Küche hinausgegangen und schluchzt in das Abtrocktuch hinein. Auch der Vater geht in die Küche hinaus und sagt zur Frau: «Weine leiser, damit er dich nicht hört.»

Zuerst wird uns das Mitleid wie warmes Blut in die Kehle schießen. Man erinnert sich an die Stunde beim Augenarzt, da man, den bitteren Tropfen im Auge, mit verbundenem Gesicht eine Viertelstunde lang im Zimmer saß. Es war nur eine Viertelstunde (drei Türen gingen, jemand ging in dünnen Absätzen durch das Zimmer, eine Uhr hackte von der Ewigkeit Stück um Stück ab), es dauerte so lange, bis der Augenarzt einen andern Patienten behandelt hatte; aber es war eine Kostprobe der Blindheit, und der Gedanke, daß diese Nacht eine Ewigkeit dauern könnte, brachte dich an den Rand des Wahnsinns, und wenn der Arzt nicht ins Zimmer getreten wäre, hättest du mit gekrallten Fingern den Verband von den Augen gerissen. Die jetzt heimkommen, haben keine Binden vor den Augen; aber ihre Augäpfel sind starr, wie Perlmutter ohne Glanz.
Etliche kommen heim, umarmen die Ihren, setzen sich an den Tisch, und keiner wagt es laut zu sagen: Etwas an ihnen ist anders geworden. Irgendeine Gebärde ist zerfahren, in ihren Augen ist eine Saite gesprungen. Man entdeckt später, daß die Unverletztheit des Körpers die Invalidität der Seele birgt. Die Einarmigen und Einbeinigen, die Blinden, das ist die unverborgene Kriegswunde; aber was an den Seelen getrübt und verdorben worden ist, das steigt herauf, bricht in die Träume der Nächte, hockt in die Blicke und Gebärden, und es ruht nicht, bis der Körper angefressen ist. In Dünkirchen, Coventry, Beauvais, Warschau, Berlin und Stalingrad werden die Ruinen abgetragen, und neue Häuser erheben sich an den Straßen; aber die Ruinen der Seelen, die der Krieg auf dem Gewissen hat, bleiben stehen, zerbröckeln nur langsam.

Die Literatur will aus jedem Leben, jedem Leid, jedem Ereignis ein Theaterstück machen, mit tieftragischem, mit tieflustigem Ausgang. Das Leben aber hat andere Lösungen. Es gleicht aus, ebnet, es läßt das Unsagbare in den alten Strom der Selbstverständlichkeit und Gewohnheit münden. Das ist die uralte Wohltat der Natur, daß sie uns vor dem Wahnsinn bewahrt, indem sie das Unsagbare, so es in der Fülle oder im Uebermaß auftritt, natürlich macht. Auch die Invaliden werden uns selbstverständlich. Immer fährt einer im Tram mit, der langsamer eingestiegen ist als wir. Immer fährt einer mit, dem ein Bein, ein Arm, ein Auge erloschen ist. Wir wenden uns nicht mehr um, und es ist gut so; denn wir belästigen sie nicht mehr mit unserm Mitleid, mit dieser grausamen Herablassung der Gesunden.
Jetzt erwacht eine andere Art von Mitleid: das puritanische, undämonische Mitleid unserer Jahrhundertmitte. Das tränenlose, sachliche Mitleid. Das Hirnherz. Man hilft, weil dies selbstverständlich ist. Die Natur will doch, daß wir helfen. Wir warten nicht mehr auf den Wink des Herzens. Wir lesen das Dogma der Pflicht auch nicht in Büchern nach. Es ist eine Art automatischer Brüderlichkeit. Die Nachwelt mag richten, ob es eine blutlosere Brüderlichkeit war als die um 1918, als die flammende Brüderlichkeit unserer Jugend mit durchwachten Nächten, Herzensaufbrüchen, Verbrüderungssehnsüchten . . . sicher ist, daß wir helfen, ohne in eine Pose zu fallen.

Wir wissen sogar, daß die Natur jedem, dem sie ein Organ raubt, ein anderes schärft. Jeder Verzicht bedeutet Gewinn auf einer andern Ebene. Helen Keller (oh, gäbe es mehr Bücher von dieser schönen schlichten Mischung aus dichterischer Schau und präziser Darstellung!) tauscht das sinnliche Gesicht gegen das hellere innere Gesicht ein. Nur eine Blinde kann so schildern, wie Wasser zurückweicht, wenn der Badende in den See taucht. «Bedenke», ruft sie einmal aus, «daß du, der du dich auf dein Gesicht verlässest, gar nicht das Bewußtsein hast, wie viele Dinge sich fühlen lassen».

Und nun wartet die große Aufgabe auf uns: Das Ersatzorgan, das dem Invaliden von der gütigen Natur geschenkt wird, muß gefördert werden. Wir nehmen ihm nicht mehr in charitativer Eilfertigkeit das ab, was er selber tun kann; aber wir helfen ihm, daß er es tun kann. Der französische Dichter Blaise Cendrars, dem der rechte Arm amputiert wurde, begann, kaum daß er wieder aufrecht sitzen konnte, jeden Morgen eine Viertelstunde in sein Kopfkissen zu boxen, trotz der Blutungen, trotz der Schmerzen. Welch eine Bestätigung von Epiktets Satz: Eine Lähmung ist ein Hindernis des Schenkels, aber nicht des Willens. Welch ein Fingerzeig für die Richtung, die unsere Hilfeleistung einschlagen soll. Welch ein Appell an unser unsentimentales Gefühl.
Sie werden zurückkommen.
Aber viele sind schon längst mitten unter uns . . .

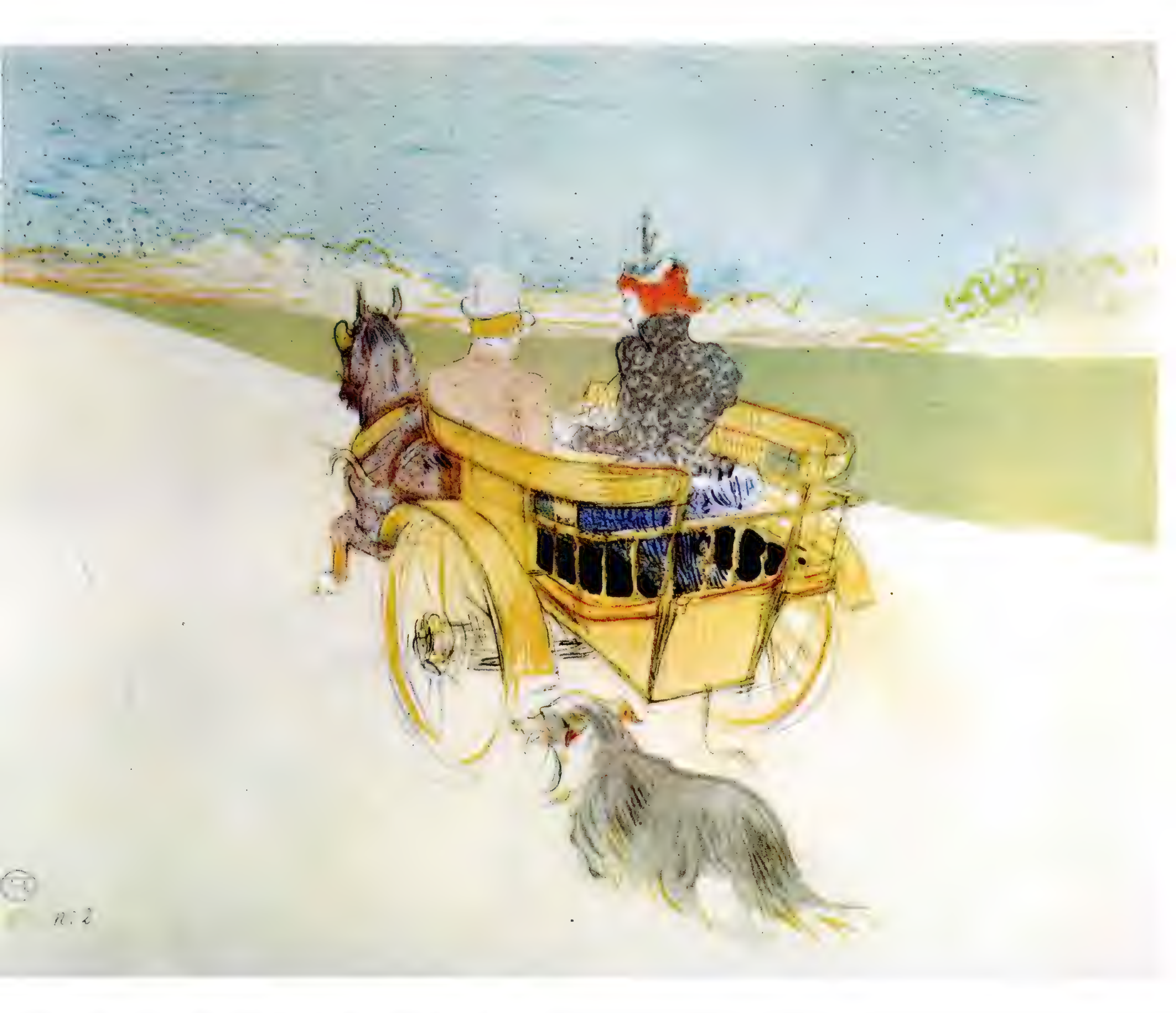


Amazone et Tonneau. Lithographie. Privatbesitz Zürich

HENRI DE TOULOUSE-LAUTREC

Sooft man einem Werke Toulouse-Lautrecs begegnet, wird man unter dem Eindruck einer erhöhten Strahlungskraft, einer erhöhten Intensität des Lebendigen und seines Erlebnisses stehen. Es gibt, namentlich unter den Zeichnungen, solche, die den Beschauer mit einem heftigen, mitreißenden Lebensgefühl überströmen, aus einem mächtig pulsenden Ueberschuß der sinnlichen Wahrnehmung mitteilend, aus einer Verherrlichung des Lebendigen und seiner begeisternden Vielfalt der Aeußerungsformen. «C'est merveilleux, hein?», war eine der stehenden Redensarten Lautrecs. Merveilleux, wundervoll, war ihm alles um ihn her, und alles Wundervolle nahm er mit einer zeitlebens ungeminderten Erlebnisfähigkeit und kindlichen Neugierde auf.

Es gehört zum Wesen des wirklichen Kunstwerks, daß man über seiner Existenz und Wirksamkeit seinen Schöpfer vergißt. Je notwendiger eine Schöpfung ihrem Urheber war, im wörtlichen Sinne des Wendens einer Not, desto weniger wird man ihr die Not anspüren,



Henri de Toulouse-Lautrec: Partie de campagne. Lithographie.   Privatbesitz Winterthur



Henri de Toulouse-Lautrec: Selbstkarikatur

desto müheloser, selbstverständlicher wird sie sein und einem Zustand freudigen, erhöhten Daseins abgewonnen erscheinen, das unser profanes Dasein erleuchtet.
Lautrecs dergestalt sprühendes Werk, aus einer liebenden Hingebung an das Leben genährt, ist das Kind des Verzichts, des bitteren Entzuges. Es ist das Werk nicht des Mitgenießenden, sondern des Zaungastes, dem die süße Verlockung des Lebens schlechthin um so betörender war, als sie für ihn stets nur Verlockung blieb, unerfüllbar, berückend, für immer ohne Stillung. Der Graf Henri de Toulouse-Lautrec war ein Krüppel. Sein Leben legt den Gedanken nahe, daß der Durstende den klaren Quell des Lebens nie so großartig geschildert hätte, wenn er ihn je hätte kosten dürfen. Das Werk, das ihn unvergänglich macht, wäre vielleicht nie entstanden ohne sein Gebrechen, ohne die seiner körperlichen Ohnmacht ursächlich eingeborene Nötigung, zu malen, anstatt zu leben.
Wenn man seine Biographie zum ersten Male liest, erfährt man von seiner Geburt (1864) mit beklommenem Gefühl. Der erstgeborene Sohn des Grafen Alphonse de Toulouse-Lautrec, der seine Cousine Adèle Tapié de Céleyran geheiratet hatte, war zart, und das Wachsen strengte ihn an. Ein zweiter Sprößling dieser Ehe zwischen Blutsverwandten war des Daseins in dieser Welt müde, ehe er ein Jahr alt wurde. Man hat die Empfindung des Zwangsläufigen, des unabwendbar Vorbereiteten, des Schicksalhaften, wenn man vernimmt, daß der vierzehnjährige Henri sich den Fuß brach und bei aller sorgfältigen Pflege nur unter äußersten Mühen genas, daß er noch während der Genesung

auch den zweiten Fuß brach und daß er von da an nicht mehr wuchs. Im Augenblick, als er sich selbst wurde, da er Kenntnis von sich selber bekam — denn die Pubertät ist nichts anderes als dieser Vorgang —, wurde offenbar, daß Henri ein Krüppel war.
Dieser körperliche Makel war die härteste Vereitelung des voraussichtlichen Lebens eines vermögenden jungen Adeligen aus alteingesessenem südfranzösischem Geschlecht. Das dunkelste Erlebnis aber, das über das ganze Leben seine Schatten warf, wurde für den im empfänglichsten Alter stehenden Knaben die Abkehr des Vaters, dem er in allem in geradezu unheimlicher Weise ähnlich war, nur in der einen, schmerzlich entbehrten Eigenschaft nicht: in der körperlichen Robustheit. Der Graf Alphonse, einer der letzten großen Herren, der den selbstgezogenen Falken in die Luft warf, hatte in seinem Sohn nie etwas anderes als den Gefährten seiner Jagden und Reisen erwartet. Im Augenblick, als dieser Traum zerfiel, war für ihn die Existenz des Sohnes ausgelöscht. Er war nicht einmal seines Sohnes Feind, er schloß aus seinem Bewußtsein und seiner Achtung ihn aus. Auch daß sein Sohn ein offenbar berühmter Künstler wurde, vermochte ihn nicht zu einer veränderten Haltung zu bewegen. Daß Henri zeichnete, erschien ihm durchaus nichts Bemerkenswertes; er selbst zeichnete sehr hübsch. Zeichnen war selbstverständliche Lebensäußerung, die ihm zeitweise gefiel wie Reiten und Jagen.

Man kann Lautrecs Leben als den erschütternden Versuch ansehen, dem Vater nachzueifern; aber dieser Versuch, unter anderer Voraussetzung begonnen, mußte zu anderem Ergebnis führen. Die zeichnerische Begabung war der Ausgleich für die Gebrechlichkeit; an Stelle der körperlichen trat die geistige Widerstandskraft, die zeichnerische Begabung war sein Lebenswille. — Die Pferdeliebe war dem Sohn so natürlich wie dem Vater; aber da er nicht reiten konnte, zeichnete er Pferde. Wie sein Vater hatte er eine Vorliebe für Verkleidungen. Der Graf Alphonse hatte die Gewohnheit, von seinen Reisen landesübliche Kleidungsstücke anderer Himmelsstriche nach Hause zu bringen und sie zu tragen, weil sie ihm gefielen. Dabei bekümmerte er sich nicht darum, daß die südfranzösische Umwelt einen im Sommer getragenen russischen Pelzmantel befremdlich finden könnte. Seinem Sohne erleichterte dieselbe Neigung zur Travestie den Wechsel der Gesellschaftsschicht, welchen der frühreife Jüngling mit seiner Uebersiedlung nach Paris vollzog.
Mit dem angeborenen Gefühl seiner noblen Herkunft für das Schickliche entfernte sich Lautrec aus der Kaste, die ihn mit ebensoviel verständnisloser Roheit als sicherem Instinkt ausstieß, um in einer Welt unterzutauchen, in der seine Mißgestalt weder Anstoß noch Aufsehen erregte. Und diese Welt war der Montmartre, dessen unvergleichlicher Schilderer Toulouse-Lautrec geworden ist. Er wurde «Monsieur Henri» und lebte in der Welt des Zirkus', der Cafés concerts, Cabarets und Boîtes. Er war ein glühender Bewunderer jeglichen Sports — hatte in seinem Atelier selber einen Ruderapparat, an dem er jeden Tag übte! Er verbrachte seine Zeit auf Velodromen und bei den Jockeys, entzückt von ihrer sehnigen Körperlichkeit. Das Auge des Gebrechlichen, der ohne Stock nicht zu gehen vermochte, hing berauscht an den Pferdedressuren, an den Balanceakten der Artisten; und der seines Körpers nicht Mächtige entzückte sich an den Beispielen überlisteter Schwerkraft und scheinbar spielender Körperbeherrschung. Berückt vom Reiz der Ballerinen, von der Fülle weiblichen Fleisches, warf er sein sinnliches Erlebnis auf seine zeichnerische Aufnahme des Augenblicks. Wenn er sah, lebte er, und Sehen war gleichbedeutend mit Zeichnen. Er zeichnete überall und ununterbrochen.
Die Größe seines Werkes aber beruht darin, daß er niemals weder den Abstand noch das Maß verlor, und daß er auch in den Augenblicken innigster Indentifikation mit der Welt der Außenseiter nie vergaß, daß sie die Welt der Außenseiter war. Seine Darstellung blieb frei von der Versuchung zur Idealisierung des aller bürgerlichen Ordnung entbundenen Lebens. Sein Auge blieb ebenso unbestechlich und unerbittlich, als sein Mitgefühl erbarmend war, so daß seine Bilder der Freudenmädchen ebenso schonungslose Sittengemälde als tiefergreifende Zeugnisse menschlichen Seins wurden. Es ist gewiß, daß ein Mensch von der seelischen Struktur Lautrecs in nie vermindertem Maße unter seiner Mißgestalt litt; er entzog sich dem Gedanken daran, indem er sich mit Freunden umgab, er suchte Vergessen und Erhebung über sein Leiden in der Trunkenheit. In berauschtem Zustand sah er den Wandel



Henri de Toulouse-Lautrec: Jour de sortie. Oel.   Privatbesitz Winterthur



Lender et Auguez dans la chanson de Fortunio. Lithographie. *Privatbesitz Winterthur*



Cecy Loftus, une redoute au Moulin-Rouge. Lithographie. *Privatbesitz Winterthur*



Henri de Toulouse-Lautrec: Au Cirque. Farbstiftzeichnung



Au Cirque. Pinselzeichnung

der Tag- und Nachtgesichter, bis sich ihm Traum und Wirklichkeit nicht mehr rein unterschieden. Seine Familie, die das Ansehen ihres Namens ängstlich gefährdet sah, ließ den trunkenen Nachtwandler internieren. Seine Freunde gaben ihn seiner Lebensluft zurück. Aber nicht mehr für lange. Die zarte Physis war für die Belastungen nicht gemacht, die ihr zugemutet wurden. Als der noch nicht siebenunddreißigjährige Lautrec im Sommer des Jahres 1901 von Paris und seinen Freunden Abschied nahm, um nach Malromé, nach einem der väterlichen Güter zu fahren, wußten er und sie, daß es der Abschied für immer war.
Nach dem Tode seines Sohnes verlangte der Graf Alphonse, dem Trauerzug zu Pferde zu folgen, da er augenblicklich an einem wehen Fuße leide. Er überlebte seinen Sohn um viele Jahre, gewissermaßen aus Rechthaberei, als ob ihm das hohe Alter noch einmal gegen diesen hätte recht geben können. Vom Grafen Alphonse wüßte man aber heute kaum mehr, wenn er nicht der Vater seines gebrechlichen Sohnes gewesen wäre, der gesagt haben soll, daß er willig und ohne Reue seine ganze Begabung hingegeben hätte, um ein eleganter berittener Offizier im Bois zu sein.

GEORGINE OERI



Miss May Belfort, saluant. Lithographie. *Privatbesitz Winterthur*

Helen Keller, die Geschichte eines wunderbaren Lebens

VON MARGUERITE JANSON

In einem Garten spielt ein Kind. Nicht mit Schaufel und Rechen, nicht mit Springseil und Ball. Sein Gehaben ist seltsam, aller kindlichen Gepflogenheiten bar und doch voll mühsam eingedämmten Mutwillens. Behutsam tastet es sich den Buchsbaumhecken entlang bis zu den leise im Winde schwankenden Lilien, deren Duft es unter all den Düften von weither schon erkennt. Es beugt sich zärtlich über die fleischigen Blüten, befühlt ihre Form mit seinen Händen und gräbt sein Näschen tief in den vertrauten Wohlgeruch. Und weiter tastet es sich, an der kletternden Klematis, dem niederhängenden Jasmin vorüber, es erkennt im Vorbeigehen den Weinstock neben dem Gartenhause am Schnitt seiner Blätter und die Kletterrosen wiederum an ihrem wundersamen Geruch. Sein Gespiele ist Bell, der Hund, seine Zuflucht vor den Menschen dieser große, südlich-üppige, allzeit blühende Garten. Da geht es von Baum zu Baum, von Blume zu Blume, und wundert sich. Von allem, was andere Kinder mittels ihrer gesunden Sinne in den ersten sieben Jahren sich aneignen, hat es nur eine dunkle, aus dem Instinkt geborene Ahnung. Stößt sein Fuß gegen einen vom Baume gefallenen Apfel, so weiß es mit Sicherheit: das kann man essen, und es schmeckt gut. Doch dann wiederum hält es in seinen zur Schale geformten Händen die weichen Fasern der Baumwollkapsel, fühlt die Samenkörner durch seine Finger gleiten und wundert sich. Ohne jemals eine Frage bewußt zu formulieren, so ahnt es doch, daß die Welt ringsum mit Dingen angefüllt ist, die ihm ihr letztes Geheimnis hartnäckig vorenthalten. Wer wird ihm den Sinn dieses Wachsens, Blühens und Reifens enthüllen? Selbst die Liebe einer Mutter vermag die Mauer zwiefacher Einsamkeit nicht zu durchdringen, die es umgibt. Das Kind heißt Helen Keller und ist seit seinem neunzehnten Monat taubstumm und blind.

Es wurde — im Jahre 1880 — gesund in eine glückliche Welt hineingeboren. In dem kleinen Ort Tuscumbia im nördlichen Alabama (USA.) liegt jener paradiesische Garten, steht das freundliche, von Efeu umrankte Vaterhaus. Helen ist die älteste Tochter des von Schweizern abstammenden Hauptmanns Keller, und es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß einer ihrer Vorfahren der erste Lehrer für Taubstumme in Zürich gewesen ist. In «Ivy Green» fließt das Leben besinnlich und traumhaft ruhig dahin. Doch nach Helens Ankunft ist das Glück nicht mehr von langer Dauer. Kaum hat das lebhafte und hübsche Baby die schöne Welt gesehen und seine Umgebung durch erstes Gestammel entzückt, als eine akute Gehirnentzündung es des Gesichts und Gehörs beraubt.

Wer möchte es den gramgebeugten Eltern verargen, daß sie im Verlauf der nächsten Jahre dem Kind seinen Willen tun, sooft sie aus seinen vagen, aber herrischen Gebärden einen bestimmten Wunsch herauszulesen vermögen? Fünf Jahre bringt es so zu. Es lächelt niemals, zerbricht alles, was ihm unter die Hände kommt, läßt sich außer von der Mutter von niemand berühren und bricht in heftige, immer häufiger werdende Zornanfälle aus. Seine Seele scheint zu ewigem Dunkel verdammt, da tritt mit einer klugen, energischen und intuitiven Frau die große Wende in sein Leben, ein Wunder der Begegnung, welche nicht nur seine engere Umgebung, sondern die ganze Menschheit mit Ehrfurcht erfüllt. Anne Sullivan, «die Lehrerin», wie sie Helen immer nennen wird, ist in der Tat ein gottbegnadetes Geschöpf. Sie bringt den festen Siegeswillen mit und den Glauben an ihre Kraft. Sie geht in ihrem ganzen Beginnen einzig von der Voraussetzung aus, daß Helen dieselbe Assimilations- und Nachahmungsgabe besitze wie ein normales Kind und daß auch in ihr, wie in jedem Kinde, die gesamte Erfahrung des Menschengeschlechts unterbewußt vorhanden sei. Den schlummernden Intellekt zu wecken, den rastlos im Dunkeln tappenden Geist zum Licht zu führen, wird ihre Aufgabe sein. Fürs erste aber macht sie sich geduldig daran, das zügellose Kind zu bändigen und sich seine Liebe zu gewinnen. Denn ohne Gehorsam, ohne Liebe wird kein Werk zum sieghaften Abschluß geführt.

Schon in den ersten Tagen begann Anne Sullivan damit, der Kleinen die Gegenstände des Alltags zu geben und ihr gleichzeitig bestimmte Klopffolgen in die Hand zu markieren. Mit erregter Aufmerksamkeit ahmt Helen Keller diese geheimnisvollen Zeichen nach. «Ich wußte damals noch nicht», erzählt sie selbst, «daß ich ein Wort buchstabierte, ja nicht einmal, daß es überhaupt Wörter gab, ich bewegte einfach meine Finger in affenartiger Nachahmung.» Allmählich wird das Kind ruhiger und von einem unvorstellbaren Lerneifer erfüllt. Im Garten, wo die beiden fast ihre ganze Zeit verbringen, versäumt die Lehrerin keine Gelegenheit, Helen immer wieder andere Zeichen der Dinge, der Pflanzen, Tiere und Menschen in die Hand zu klopfen. Wird sie begreifen, daß jedes Ding seinen Namen hat und daß dies «Klopfalphabet» für sie den Schlüssel zu Licht und Verstehen bilden kann?

Dann kommt eines Tages die berauschende Erkenntnis über sie, als sie am Brunnen steht und ihre kleine Hand unter den Wasserstrahl hält. An jenem selben Morgen nun hatte ihr die Lehrerin während der Morgentoilette das Wort «water» in die Hand «buchstabiert». Und als sie den gleichen Rhythmus in ihrer einen Hand klopfen fühlt, eindringlich und gleichsam beschwörend, während das kalte Naß über die andere Hand fließt, da zuckt es erleuchtend durch ihr Gehirn. Eine Weile steht sie wie angewurzelt, während offenbar in ihrem blondgelockten Köpfchen etwas ungeheuer Wichtiges vor sich geht. Dann kauert sie sich nieder, berührt die Erde und will wissen: was ist das? In ihrer Seele ist die Sonne aufgegangen. Jubelnd empfängt sie die Gnade, die ihr zuteil geworden, und geht an jenem Abend spät, doch glücklich schlafen, weil sie gar so sehr von dem Begehren erfüllt gewesen war, gleich heute noch die Klopfnamen aller Menschen und Dinge zu erfahren.

Von da an geht es aufwärts. In ungezwungenem Unterricht, auf Spaziergängen und bei den täglichen kleinen Verrichtungen läßt

Anne Sullivan sich keine Geistesregung ihrer Schülerin entgehen und keine Gelegenheit, die daraus gezogenen Schlüsse praktisch anzuwenden.
Und es mutet uns wirklich wie ein Wunder an, daß das taubstumme und blinde Mädchen nach Jahresfrist ebensogut schreibt und ebensoviele Wörter kennt wie ein normales Kind seines Alters, daß es in Zoologie und Botanik schon recht genaue Kenntnisse besitzt und selbst abstrakte Begriffe wie «Gott», «Liebe», «Unsterblichkeit», «Seele» gleichsam aus einer innern Fähigkeit heraus mühelos begreift. Es beginnt sich aus diesem hochbegabten und so schwer benachteiligten Menschenkind eine Persönlichkeit zu entwickeln, vor der wir immer wieder in fassungsloses Staunen versinken. Urwüchsiges und Anerzogenes, Spontanes und Uebernommenes sind unentwirrbar in ihr verwachsen. Der «Fall Helen Keller» ist mittlerweile längst an die Oeffentlichkeit gerückt. Da ihre außergewöhnliche Wesensart sie zu einem wenig geeigneten Objekt für psychologische Experimente macht, so wird sie der Wissenschaft und den Zweiflern stets ein Rätsel bleiben. Doch wie zutiefst ergreifend ist der Nimbus der Unschuld und Reinheit, der um dies blonde Haupt strahlt, und wie beschämend ihr unerschütterlicher Glaube an das Gute, an das Edle, an die Schönheit.
Anne Sullivan führt sie mit Hilfe des Fingeralphabets in die großen Werke der Dichtkunst ein, lehrt sie, ihre Gedanken in wohlklingende Sätze kleiden und regt sie zum Schreiben von Briefen an, die uns bald schon wie kleine Essays anmuten. Nebenbei, gleichsam spielend, wird sie in allen Disziplinen der Wissenschaft unterrichtet. Ihr Geist ist so rege, ihre Lernbegierde so groß, daß die besorgten Eltern sich mitunter darüber ängstigen. Aber in schönem Gleichgewicht mit dem Geist entfaltet sich auch das Gefühlsleben des Mädchens, das während seines ganzen wunderbaren Lebensganges niemals mit dem Schicksal hadert und seinen körperlich gesunden Mitmenschen ein Vorbild der rückhaltlosen Lebensbejahung wird. Ihre wenigen, verfeinerten Sinne erlauben ihr ein so intensives, differenziertes Empfinden, daß wir uns bei der Lektüre gewisser Erlebnisse aus ihrer Jugendzeit mit unsern vielen Sinnen wie aus einer wundersamen Welt verbannt fühlen. Vermag sie doch mittels ihres so unendlich fein organisierten Körpers alle Vorgänge um sich her wahrzunehmen und mitzuerleben, Menschen, die ihr einmal begegnet sind, immer wieder zu erkennen und sogar ihre augenblickliche Gemütsstimmung zu bezeichnen, vermag sie mit ihren Händen die Schönheit der Dinge zu erfühlen, mit ihren Füßen die Erschütterungen des Bodens zu deuten, mit ihrem Körper das Branden des Meeres, das Tosen des Wasserfalles, das Brausen der Orgel zu hören.
Das größte Ereignis ihres Lebens zu vermerken aber findet sie nur die schlichten Worte: «Im Frühjahr 1890 lernte ich sprechen.» Ueber ihre Lehrerin und alle Freunde hinweg, die den Aufwand an Zeit und Mühe für sie fürchten und ihr eine eventuelle Enttäuschung ersparen möchten, faßt sie den Entschluß, bei Sarah Fuller, der Leiterin der Horace-Mann-Schule, die Lautsprache zu erlernen. Sie muß in diesen Sprachstunden, die sie trotz anfänglichem Versagen mit zäher Energie und in heller Vorfreude über die zukünftigen intimeren Beziehungen zu ihrer Umwelt durchführt, die Hand über das Gesicht Sarah Fullers legen, um den Bewegungen von Zunge und Lippen zu folgen. Und so wird in verhältnismäßig kurzer Zeit auch dieser Traum zur Wirklichkeit: Helen kann «mit ihrem Munde» sprechen. Zu ihrer kleinen Schwester Mildred, zur Mutter, zum Vater. Als sie es zum erstenmal tut, mit leiser, monotoner Stimme wie ein rezitierendes Kind, da stehen ihnen allen die Augen voll Freudentränen. Es geschieht auf dem Bahnhof in Tuscumbia, bei ihrer Ankunft für die Sommerferien.
Denn Helen und ihre Lehrerin arbeiten längst nicht mehr zu Hause, sondern in einem Blindeninstitut Süd-Bostons, wo ihnen das gesamte Lehrmaterial zur Verfügung steht und eine bedeutende Bibliothek. Lesen ist von allem Anfang an Helens liebste Beschäftigung gewesen. Von «Little Lord Fountleroy» über die ganze englische, deutsche und französische Literatur bis zu Cäsars «Gallischem Krieg» sind ihre sehenden Hände über unzählige Blätter geglitten, und was damals von großen Werken noch nicht in Brailleschrift übertragen war, das buchstabierte Anne Sullivan ihr zu. Anne Sullivan, der gute Geist, weicht während sechzehn Jahren nicht von Helens Seite, begleitet sie nach Neuyork an die Wright-Humason-Schule, von da nach Cambridge ans Mädchengymnasium und später an die Harvard-Universität, wo sie ihr jedes Kolleg, jede Prüfungsfrage und jedes zum Studium erforderliche Buch in die Hand buchstabiert. Ohne sie wäre Helen niemals das geworden, was sie später ist: ein Mensch mit lückenloser Bildung, gesundem Menschenverstand und einem großen Vorrat an Humor, von jener speziellen Sorte Humor, die gleichbedeutend ist mit Mut. Wenn sie aber physisch noch von ihrer Lehrerin abhängig ist, so hat sich ihr Geist längst freigemacht und ist seine eigenen Wege gegangen. Noch vor Beendigung ihres Studiums hat sie — auf einer gewöhnlichen Schreibmaschine schreibend — das Manuskript von drei Büchern fertiggestellt, in denen sie uns ihre Welt, ihre Einstellung zum Leben, ihre Auffassung der Dinge in bezwingend ehrlichem Tone schildert. «Es gibt keinen tiefern Kummer», sagt sie, «als das Bewußtsein, daß wir isoliert sind, kein Herzweh ist härter zu ertragen als der Gedanke, daß unsere Kameraden im Dunkel weinen und wir derart gefesselt sind, daß wir sie nicht aufzusuchen vermögen. Dies bedeutet Trennung von der sozialen Ordnung, in die hinein wir geboren sind, einen Kampf auf Leben und Tod mit widerstreitenden Kräften, ein Totsein inmitten des Lebens. Aber ich habe entdeckt, daß der Stoff, mit dem wir arbeiten, überall und im Ueberfluß vorhanden ist. Ich habe die Freude des Starken empfunden, der die Zügel mit seinen Händen packt und die Kräfte, die ihn meistern wollten, selbst antreibt. Unsere schlimmsten Feinde sind nicht äußere Umstände, die uns bekriegen, sondern unschlüssige Geister. Das Feld, auf dem ich zu arbeiten vermag, ist eng begrenzt, aber es erstreckt sich vor mir ohne Grenzen. Ich gleiche dem Philosophen, dessen Garten zwar klein war, aber bis zu den Sternen hinaufreicht.»



Der tägliche Gebrauch von silbernen Eß- und Trinkgeräten dient nicht nur der Freude am Schönen, sondern hat auch hygieniſchen Wert.

Hinweis auf eine moderne Menschenkunde

> *«Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit ist eine zerbröckelnde Kultur an dem Punkt, daß sie die Gründe ihres Verfalles zu erkennen weiß. Zum erstenmal hat sie die ganze Macht der Naturwissenschaft zu ihrer Verfügung. Nun heißt die Frage: Werden wir dieses Wissen, werden wir diese Macht benützen?»*
>
> *Alexis Carrel*

Die Tiere leben mit den Dingen ihrer Umwelt, soweit sie für sie von Bedeutung sind; aber sie erforschen sie nicht. Wenn die Katze Milch trinkt, denkt sie keineswegs daran, wozu Albumin und Kasein gut sind. Kommt ein Hund vorbei, bellt der eine, faucht die andere — aber sie philosophieren nicht über ihr Verhalten: sie gehen ganz darin auf. Anders der Mensch. Er baut die Umwelt und sein eigenes, triebbestimmtes Benehmen in ihr noch einmal als «Vorstellungen» in seinem Bewußtsein auf. Wir leben alle sowohl in unserer täglichen Umwelt als auch in einer unaufhaltsam reicher werdenden Welt der Vorstellungen. Das Verhalten der Tiere ist vornehmlich um- und innenweltbestimmt; auf das Handeln des Menschen wirken mindestens drei Faktoren: die Gegebenheiten der Umwelt, die Triebsituation der Innenwelt und die Stellungnahmen aus der «Vorstellungswelt». Es scheint, daß dieser dritten Welt einmal die Führung über unser gesamtes Verhalten zufallen wird. Die Wissenschaft betreibt ihren Aufbau mit leidenschaftlicher Ausdauer. Nach wie vor will der Mensch erkennen, «was die Welt im Innersten zusammenhält». Er zählt die Sterne am Himmel, sucht das All auszumessen, erforscht die Mechanik des Denkens, den Chemismus der Liebe, den Feinbau der Materie und zertrümmert zu diesem Zwecke auch schon die Atome. Mit seltsamen Instrumenten, die Giganten oder Liliputanern angemessener wären, «verlängert» und «verstärkt» er die eigenen Sinnesorgane. In Kalifornien geht ein Mammutspiegelfernrohr von mehr als fünf Meter Durchmesser seiner Vollendung entgegen. Ermöglicht das Elektronenmikroskop 50000fache Vergrößerungen, so nimmt die Ueberzeitlupe der neuesten Filmkamera 2000 Bilder in der Sekunde auf. Die immer wieder prophezeiten Grenzen des Erkennens erweisen sich stets von neuem als Truglinien. Mit den subtilsten Methoden aller technischen Disziplinen hat der Mensch auch den Wunderbau seines eigenen lebendigen Leibes durchforscht. Dabei brachten die letzten hundert Jahre mehr Erkenntnisse in die Helle unseres Bewußtseins als alle die Jahrtausende vor ihnen.

Es ist immer wieder versucht worden, dieses gewaltige, stets sich selber überprüfende und überholende Wissen gemeinverständlich darzustellen. Das ist niemandem bezaubernder gelungen als dem Berliner Arzt Dr. Fritz Kahn in seinem fünfbändigen Werk: Das Leben des Menschen.*

Er hat damit ein Kulturwerk geschaffen, dem vielleicht, wie einst dem Brehmschen Tierleben, beschieden sein wird, in späteren Ueberarbeitungen zu einem Hausbuch der ganzen Menschheit zu werden. Selber zeichnerisch sehr begabt, weiß Kahn abstrakte, unanschauliche Vorgänge und Sachverhalte derart ins Optische zu übersetzen und zu versinnbildlichen, daß uns daran die Kühnheit des Versuches wie auch die aufschließende Funktion dieser Schemata in Erstaunen setzen. Diese Seite seines Werkes hat denn auch einem Heer von Epigonen und geistigen Dieben Beschäftigung gegeben, wichtiger ist aber, daß dadurch die Bestrebungen der biologischen Bildung durch das Bild mächtig gefördert wurden. Dabei bedeuten die so berühmt gewordenen technisch-mechanischen Vergleiche noch lange nicht, daß Kahn selber etwa einem l'homme-machine-Ideal frönt und dem platten Rationalistenpathos, der «nichts als» -Erklärungen Vorschub leisten will. Die Darstellungen des Menschen als eines «Industriepalastes», der Vergleich von Auto und Ohr, der Aufbau des Hörklaviers, wollen im Gegenteil nur das Mechanisch-Verständliche dieser Organe deutlich hervorheben, um so das Wunder des Organischen in ihnen erst recht erscheinen zu lassen. Dieses weiß nun Kahn mit einer dichterischen Eloquenz zu schildern, die hier überhaupt ganz neue Seinsgebiete der dichterischen Bewältigung näherbringen. Er verbindet aufs glücklichste eine wahrhaft orientalische Erzählergabe mit deutscher Sachgründlichkeit: sein Werk wird darum auch für immer ein Ehrenmal des deutschen Judentums bilden und beweist einmal mehr die fruchtbare Symbiose dieser wahnentzweiten Rassen. Kahn ist auch sonst den Dichtern und ihrem Welt- und Menscherfahren breit verpflichtet; ganze Truhen kostbarer Spruch-

* 1926—31 im Kosmos-Verlag, Stuttgart. 1598 Seiten mit 144 ganzseitigen Tafeln sowie 1051 Abbildungen. Das Werk ist vergriffen. Der Verfasser hat dann 1939 im Verlag Albert Müller in Zürich eine auf zwei Bände umgearbeitete Ausgabe unter dem Titel «Der Mensch, gesund und krank» erscheinen lassen. (800 Seiten mit 605 Abbildungen.) Auch diese Auflage wird in Kürze vergriffen sein. Im selben Verlag erschien 1937 das ausgezeichnete Werk «Unser Geschlechtsleben», ein Führer und Berater für jedermann, dem alle Vorzüge der Kahnschen Darstellung zukommen und das denn auch schon in der neunten Auflage vorliegt.



Der Arzt . . .

Assistenzarzt X im Spital zu Y ließ sich gegen Unfall versichern. Da er ledig und alleinstehend war, begnügte er sich mit einer Versicherung für den Invaliditätsfall und für den Fall vorübergehender Arbeitsunfähigkeit.

Etliche Jahre vergingen. Dr. X eröffnete eine eigene Praxis. Bald darauf heiratete er. Damals besuchte ihn unser Inspektor und riet ihm, die Unfallversicherung den veränderten persönlichen Verhältnissen anzupassen. Schließlich würden, so argumentierte unser Inspektor, der eben geschlossenen Ehe auch Kinder entsprießen, was eine möglichst weitgehende Fürsorge rechtfertige, kurz und gut: er solle eine Summe von Fr. 30000.— für den Todesfall versichern und den Betrag für den Invaliditätsfall sowie das Taggeld erhöhen.

Allein der Arzt wollte zunächst nicht darauf eintreten, die Prämie sei ihm zu hoch. Der Inspektor ließ nicht locker: »Gut«, sagte er, »was geschieht dann, wenn Sie einen tödlichen Unfall erleiden sollten? Ihre Familie muß weiterleben. Ist da ein Kapital von Fr. 30000.— zu viel? Und was geschieht, wenn Sie durch Unfall während längerer Zeit oder vielleicht sogar dauernd Ihren Beruf nicht ausüben können? Für eine Prämie von rund Fr. 200.— im Jahr erhalten Sie ein Taggeld von Fr. 20.—, eine Versicherungssumme von Fr. 60000.— im Invaliditätsfall, und im Todesfall werden Ihrer Frau Fr. 30000.— ausbezahlt. Zu dieser Prämie sind Unfälle beim Automobilselbstlenken und, was für Sie als Arzt besonders wichtig ist, die Folgen von Infektionen, die Sie sich bei der Berufsausübung zuziehen können, ohne weiteres eingeschlossen.«

Für diesen Vorschlag war unser Dr. X zu haben, aber seine junge Frau wollte nicht. Sie sah nur die neue Ausgabe, rechnete sie schon am Haushaltungsgeld ab, und so zerschlug sich die Sache. Die Anpassung der Police an die neuen Verhältnisse unterblieb.

Und wiederum gingen einige Jahre vorüber, bis unser Dr. X eines Tages das Opfer eines tückischen Zufalls wurde. Bei der Ausführung eines chirurgischen Eingriffs glitt er aus und stach sich — durch den Gummihandschuh hindurch — in den Daumen. Die Folge davon war eine schwere Blutvergiftung, in deren Verlauf der Arm amputiert werden mußte und die zum unerwarteten Tod des Arztes führte.

*

Niemand kann die Zukunft voraussehen. Eine Unfallversicherung ist niemals ein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld.

Verlangen Sie den Besuch unseres Inspektors. Er unterbreitet Ihnen gerne einen Vorschlag, ohne jede Verpflichtung für Sie. Auf Wunsch senden wir Ihnen auch unsere Spezialprospekte, die Ihnen über alle Einzelheiten Aufschluß geben.

Bedenken Sie stets:

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2, Telephon 7 36 10

weisheit aller Zeiten und Zonen sind in diese Bände ausgeschüttet. Sein Stil ist bildhaft-klar, voller Intermezzi, erholsamer Eskapaden, Kunstmärchen und Kuriositätenkabinette. Alles durchwärmt von einem graziösen Humor, der über einer reifen, sich gelegentlich tröstend mitteilenden Menschlichkeit spielt. In den mitunter schwindelerregenden Zukunftsvisionen spricht sich ein ungebrochener Arzt- und Forschungsoptimismus aus — ein Denken, dem nicht genug Verbreitung zu wünschen ist. Dabei weiß sich Kahn aber dem Erbe der Vergangenheit ehrfürchtig verpflichtet, er sucht vorurteilslos den haltbaren Kern volksmedizinischer Prozeduren und Ahnungen zu erkennen, läßt kontroverse Meinungen zu Worte kommen, um auch darin die Fülle des Widerspruchs «Mensch» darzutun.
So wird denn hier das Wunder unseres leiblichen Lebens geschildert, seine physikalisch-chemischen Bedingtheiten aufgewiesen, das riesige Zusammenspiel der vielen Billionen von Zellen gedeutet. Geheimnisvoll entzückt uns die Formenwelt des Knochengerüstes mit der vollendeten Dynamik ihrer 639 verschiedenen Muskeln. Was Kahn vom Herzen, vom Blut, vom Atmen, Verdauen und Sattsein erzählt — es sind die Mysterien unseres eigenen Alltags. Der vierte und fünfte Band enthält die Analyse des Nervensystems, des Gehirns und der Sinnesorgane. Das Werk schließt mit einem Kapitel über Altern und Sterben und dem herrlichen Edgarwort aus dem König Lear:

> «*Was? Wieder Schwermut? Dulden muß der Mensch*
> *Sein Scheiden aus der Welt, wie seine Ankunft:*
> *Reifsein ist alles.*»

Diese moderne Menschenkunde, der einmal in Deutschland staatliche Förderung gewünscht wurde, hat das Schicksal der deutschjüdischen Literatur teilen müssen. Unlängst haben die Bomben der Royal Air Force auch das Klischeelager des Kosmosverlages vernichtet. Darum ist es sowohl dem Verfasser wie auch dem schweizerischen Verleger nur zu danken, daß sie sich zu der Interimslösung einer zweibändigen Umarbeitung entschlossen haben. Ein solches Werk kann aber durch Kürzung unmöglich gewinnen. Es wäre sehr reizvoll, die beiden Ausgaben sorgfältig zu vergleichen; das neue Werk ist mehr nach der praktischen Seite ausgebaut worden, wobei die Probleme der Körperkultur eine wieder durch Stil und Sachnähe faszinierende Erörterung erfahren. Um dem Leser überhaupt eine Anschauung der Kahnschen Schreibart zu vermitteln, mögen hier mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Albert Müller einige Proben mehr allgemeiner Betrachtungen folgen:

VEGETARISMUS ALS WELTANSCHAUUNG

«Die Stärke des Vegetarismus liegt nicht auf dem Gebiete der Ernährungslehre, sondern auf einem ganz anderen Feld: in seinem ethischen Grundgedanken. Unter dem Programmgemälde des Vegetariers steht nicht: ‹Du wirst gesünder!› sondern: ‹Du sollst nicht töten!›. Die Begründer des Vegetarismus in Asien waren keine Aerzte, sondern Ethiker, und hießen: Zoroaster, Buddha, Kungfutse und Laotse. Sie verboten ihren Jüngern den Genuß des Fleisches, weil sie den Mord des Tieres verabscheuten, und ebenso waren die großen Ethiker des klassischen Altertums Diogenes und Empedokles, Zeno und Epikur, Plato und Seneka Vegetarier aus ethischen Motiven. ‹Was konnte den ersten Menschen bestimmen, das Blut eines toten Tieres an seine Lippen zu bringen und Leichen als Leckerbissen auf seinen Tisch zu stellen?› fragt Plutarch, und 1800 Jahre später bezeichnet Bogumil Goltz es ‹als einen unerklärlichen Widerspruch mit unserer Menschlichkeit und unserem Gewissen, als einen himmelschreienden Widerspruch mit unserem Dichten und Denken, mit unserer Naturliebe und mit der christlichen Religion, daß wir die lebendige Kreatur Gottes abschlachten›. Shelley nennt den Vegetarismus ‹die Lebensweise im Bewußtsein unserer Menschenwürde›, und Leonardo da Vinci prophezeit: ‹Es wird eine Zeit anbrechen, in der sich alle Menschen mit der Pflanzenkost begnügen und in der man das Schlachten eines Tieres als ein ebenso großes Verbrechen betrachtet wie den Mord eines Menschen.› Der Vegetarismus ist eine schwache Ernährungslehre, aber eine erstrebenswerte Weltanschauung.»

ALKOHOLISMUS

«Die zweite Quelle des Alkoholismus ist die soziale Not. Wäre der Alkohol die Ursache des Säufertums, so müßte man die meisten Trinker unter den Reichen finden. Tatsächlich aber ist es umgekehrt. Je ärmer der Mensch, um so eher greift er zum Alkohol. Begreiflich. Da das Leben ihm keine wirklichen Freuden bietet, verschafft er sich die Phantasien des Alkoholrausches. Da ihm vor seiner ärmlichen Stube, vor der Einzimmerwohnung mit den schlafenden Kindern, vor der ausgemergelten Frau und dem Geruch der Töpfe graut, bleibt er in der Kneipe. Er ist im Leben nicht vorangekommen, aber er will doch auch etwas vorstellen, und so spielt er in der Schenke den reichen Mann, traktiert die Gäste und renommiert, aus welch guter Familie er stamme und welch glänzende Vergangenheit er hinter sich habe. Augenblicklich hapere es ja, aber im nächsten Frühjahr... Das ist alles menschlich



Mit dem Kaliber 30 m/m, das von der Sternwarte Teddington als die genaueste Armbanduhr anerkannt ist, und dessen Leistung seit 1940 von keiner anderen erreicht wurde, hat OMEGA einen Armbandchronometer geschaffen, welcher in Material, Arbeit und Genauigkeit höchste Qualität verbürgt. Das Gangzeugnis wird von der Fabrik erst dann ausgestellt, wenn die Uhr den strengsten Prüfungen — während 15 Tagen in 5 verschiedenen Stellungen und unter verschiedenen Temperaturen — standgehalten hat. Jeder OMEGA 30 m/m Chronometer ist somit ein Meisterwerk der Präzision und Zuverlässigkeit. № 398 mit großem Sekundenzeiger aus der Mitte, Gold 18 Kt. in Luxus-Etui Fr. 640.–, № 393 aus rostfr. Stahl Fr. 180.–. Die offiziellen OMEGA-Vertreter legen Jhnen gerne die verschiedenen Modelle vor.

OMEGA

hält seit 10 Jahren den Präzisionsrekord der Sternwarte Teddington, des maßgebenden Institutes für Zeitmesskunde.



und so natürlich, daß man gar keine Worte darüber zu verlieren braucht. Man gebe den Menschen das reale Glück, so werden sie weniger das irreale der Alkoholphantasien suchen. Ein Mensch mit einem behaglichen Heim hat kein Verlangen nach einem verräucherten Ausschank. Ein Mensch, dessen Leben durch Pflichten bei Tag und Freuden am Abend glücklich ausbalanciert ist, setzt sich nicht zur Unzeit in die Schenke. Tatsächlich ist ja der Alkoholismus in den meisten Ländern mit der Hebung des Lebensstandards zurückgegangen. Ein kleiner Rest wird bleiben, und man wird sich mit ihm ebenso abfinden müssen wie mit der Charakterschwäche und der Minderwertigkeit vieler Menschen überhaupt.»

DU LEIDEST AN VERSTOPFUNG

«Aber vielleicht ist dein Fall gar nicht so untergründig und seelentief; vielleicht ist nur die Technik deiner Lebensführung ungeschickt. Du hockst neun Zehntel des Jahres hinter deinen Büchern und glaubst, du müßtest dir in jeder freien Minute Bildung erlesen, und schöpfst deine Erlebnisse statt aus dem wahren und wahrhaftigen Leben aus der Schattenwelt der Romane und Historien. Du sitzest zwischen den bemalten Blumen deiner Tapeten, statt zwischen Mohn und Hagebutten durch die Flur zu streifen; du läßt dir viel zuviel das Licht der elektrischen Birnen auf deinen Schädel strahlen statt Sonnenschein und Mondenlicht, die dein Blut mit photodynamischen Energien laden. Um dich rascheln Blätter, bedruckte und beschriebene aus der toten Zellulosefaser des Papiers, an Stelle des Laubes, das nach Humus riecht und von Regenwasser tropft, und deine Abende verbringst du im Kino mit einem Billett, das dir befiehlt, in diesem Dunstkasten drei Stunden lang auf einem Platz zu sitzen, und wenn du nach Hause gehst, schaust du nicht nach den Sternen, sondern nach den Schlagzeilen der letzten Nachtausgabe, und statt dir den kühlen Nachtwind um die Stirne wehen zu lassen, hockst du nun in deiner Wohnung aus Beton und Eisenröhren vor dem Radio ... Das ist das Leben der Zeit, so lebst du, so leben Millionen, und darum sind deine Luftröhren verkrampft und ist dein Hals verschleimt, sind deine Adern verengt und treiben deinen Blutdruck hoch, darum ist dein Darm verschlossen und gibt seine Schlacken nicht her. Es ist ein tröstliches Zeichen, das die Menschen angefangen haben zu empfinden, wie falsch diese Lebensführung ist, und daß sie danach streben, aus den Fesseln entseelender Arbeitsmethoden, aus den Engen der Städte, aus den Netzen falscher Wünsche und aus den Verkrampfungen, den körperlichen und den seelischen, hinaus- und hinüberzufinden in neue Formen eines Lebens, das einfacher und natürlicher ist, freier und glücklicher macht als das von gestern. An dem Maß, in dem die Menschen sich von den Verkrampfungen im Gebiet des Atems, des Blutumlaufs und der Verdauung zu befreien wissen, wird man besser als an Bauten und Rekorden den Stand der wahren, nämlich der inneren Kultur des Menschengeschlechtes erkennen.»

DIE LEBENSANGST UND IHRE ÜBERWINDUNG DURCH DEN ATEM

«Ein hoher Prozentsatz von Menschen lebt infolge der unglückseligen Gestaltung unseres Daseins von Jugend auf in einer fast ununterbrochenen Angst. Durch Schreckerlebnisse der Kindheit, durch falsche Maßnahmen der Erzieher, durch Aengste in der Schule werden vielen Menschen frühzeitig Minderwertigkeitskomplexe eingesenkt, so daß wir vor jeder neu gestellten Aufgabe von neuer Angst befallen werden. Hierzu kommen die zahlreichen Angstformen, die die heutige schicksalgeprüfte Generation beherrschen: die Angst des Angestellten vor der Entlassung, die Angst des Studenten vor dem Examen, die Angst der Liebenden vor Ansteckung und Schwangerschaft, die Aengste der Mutter um das Wohl des Kindes, die Angst vor Verkehrsunfällen, vor Geldentwertung, Krieg und Umsturz — kurzum die tausend und aber tausend Aengste, in denen die Mehrzahl der heutigen Menschen lebt. Die meisten kommen uns gar nicht zum Bewußtsein, obwohl sie dauernd in uns lauern und wühlen wie Maulwürfe unter einer Wiese, um vielleicht nur nachts in Träumen aus der Tiefe hervorzubrechen.»

DAS NATURBAD

«Jeder Mensch mit gesundem Instinkt fühlt den gewaltigen Unterschied zwischen einem Bad in einer Wanne oder Schwimmhalle und einem Bad in natürlichen Gewässern. Das Wasser der Natur ‹lebt›, in ihm schweben Myriaden kleinster Lebewesen, Bakterien, Algen, Infusorien, Humus von verwesenden Pflanzen, Torf, Pollenkörner, die von den blühenden Gräsern, Büschen und Bäumen hineingeweht sind, zahllose Samen und Eier von Tieren, kräftig strahlende Embryonen der Kleinwelt. Alle natürlichen Wässer enthalten außerdem Spuren von Chemikalien verschiedener Art. Humussäuren, Eisen, Schwefel, Arsen, Fettsäuren und Aminosäuren, Phosphorfette, Lipoide, Vitamine und Hormone der verwesenden Zellen, radioaktive und photodynamische Substanzen, wie das Luziferrin, das noch in der phantastischen Verdünnung von 1:40 Milliarden nachweisliche Wirkungen ausübt; das



PARFUMS LUCIEN LELONG

Generalvertretung: E. TETTAMANTI & CO., Stampfenbachstrasse 75, ZÜRICH 6

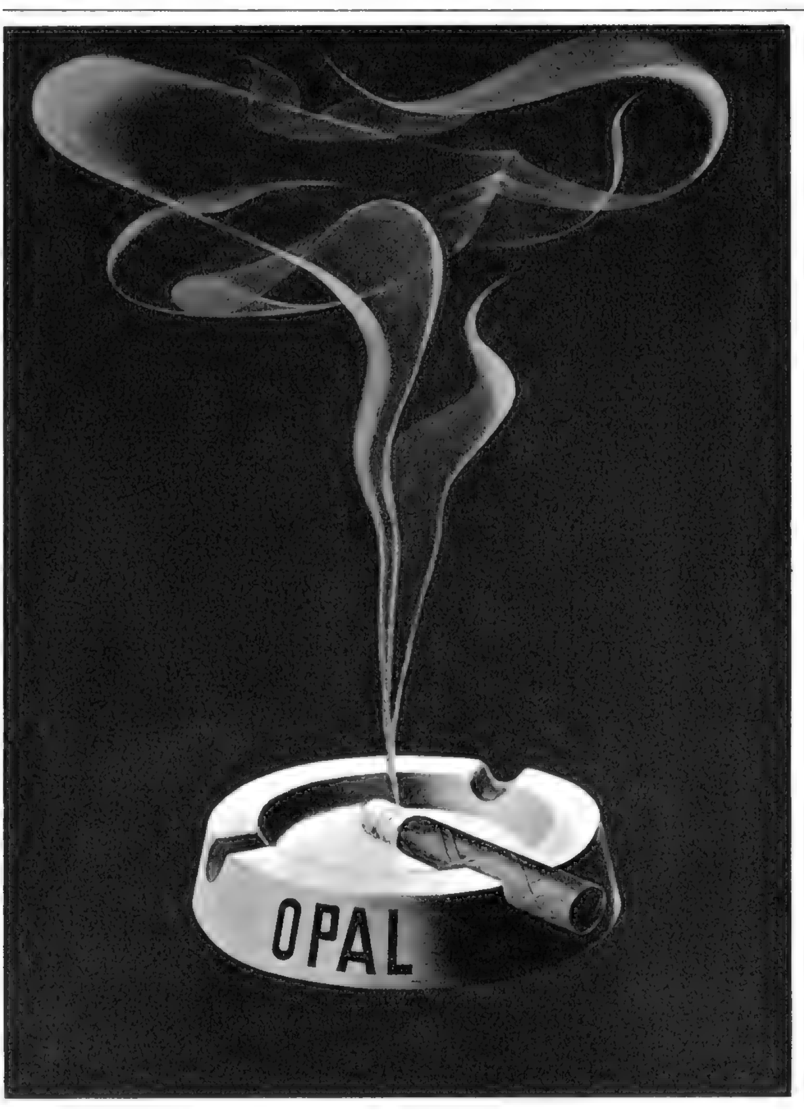
Im Schlafzimmer: Boudoirecke der Dame. Die intime Note wurde erzielt durch das subtile Zusammenspiel der Farbtöne bei Teppich, Vorhängen und Polstermöbeln. - Wäscheschrank, Tischchen und Spiegelrahmen in hellem Ahorn fügen sich vorzüglich ins Ganze ein.



SIMMEN

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einem gediegenen Heim mit persönlicher Note zu verhelfen

BRUGG, Telephon 41711 / ZÜRICH, Uraniastraße 40, Telephon 56990 / LAUSANNE, rue de Bourg 47, Téléphone 28992





Bitte beachten Sie, dass der THERMA-Boiler nur beim konzess. Fachmann erhältlich ist.
THERMA A.-G Schwanden, Gl.

Meerwasser enthält außerdem reichliche Mengen von Kochsalz, Kali und Jod. Der Mensch, der aus einem Naturbad steigt, ist mit einem Panzer von mikroskopischen und ultramikroskopischen Stoffen und Kleinlebewesen aller Art umgeben, die als Salze und Fremdeiweiß Reizwirkungen ausüben sowie Strahlungen aussenden und deren Verwesungsprodukte Reizstoffe bilden. Das sauberste Schwimmbad mit Kacheln, dampfenden Duschen und wasserspeienden Delphinen kommt dem Naturbad nicht gleich, und eine moosüberwachsene Gartentonne ist vom Standpunkt der Gesundheit und der Lebensfreude der schönsten Luxuswanne vorzuziehen.»

DIE LICHTKULTUR DER ZUKUNFT

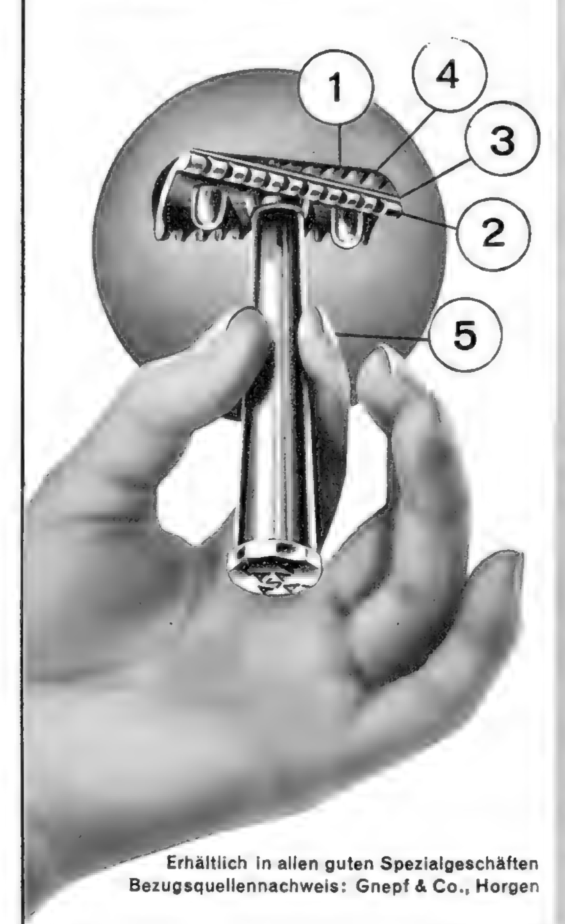
«Das 20. Jahrhundert, das Jahrhundert der Eroberung der Luft, muß und wird wohl auch das der Eroberung des Lichtes werden. Die Großstadttiefe muß als Wohnstätte der Menschen und vor allem als Milieu der Jugend schwinden; die Menschen müssen zu der Erkenntnis kommen, daß nicht die unteren, sondern die oberen Etagen der Wohnhäuser die wertvolleren sind; das mit Teer und Blech belegte Dach muß zum Hausgarten und Spielplatz der Kinder und Familien werden; da die Ebenen auch außerhalb der Städte arm an kurzwelligen Strahlen sind, müßten Lichtinseln über den Städten schweben, auf denen der Mensch in den Stunden der Erholung die Heilfaktoren des Höhenklimas genießt. Es soll eine Zeit kommen, in der die Menschen vor unseren heutigen schindelbedeckten Häusern ebenso kopfschüttelnd stehen wie wir vor Butzenscheibenzimmerchen und verhängten Holzbetten des 17. Jahrhunderts und gar nicht begreifen können, daß die Generationen der Vorzeit in solchen ‹Löchern› hausen konnten. Es soll eine Zeit kommen, in der unser Schulsatz: Der Mensch muß zum Leben essen und atmen, sich ganz von selbst im Bewußtsein des Volkes erweitert zu dem neuen Lehrsatz des 20. Jahrhunderts: Der Mensch muß essen, atmen und ‹äthern›.»

Die wissenschaftliche Forschung und die Popularisierung ihrer Ergebnisse sind zwei verschiedene Dinge. Ueber ihr Verhältnis besteht eine problemreiche Unklarheit. Es gibt noch starke Mächte in der Welt, die sich alle erdenkliche Mühe geben, jede «Aufklärung» und jeden «Fortschritt» mit tolldreisten Spekulationen zu hindern und zu vergiften. Man sehe ja, wohin das alles geführt habe. Trotzdem beginnen die Elementarschulen aller Zonen wenigstens die einfachsten Erkenntnisse der Wissenschaft auch den einfachsten Menschen beizubringen. Indem er lesen lernt, steht auch dem «Kuli» der Weg theoretisch offen, sich ein wissenschaftliches Weltbild zu schaffen. Aber wie soll er die einwandfreie Literatur in die Hand bekommen, wie soll er den wirklichen Weizen unter all der Spreu des Geschriebenen erkennen können? Wer selber in der Erwachsenenbildung tätig ist, muß sich oft genug über die erstaunlichen Fragen und Wege des Autodidakten wundern. In dem Bücherurwald verfällt er gerne der gerissenen Reklame. Hier durchgreifende Abhilfe zu schaffen, ist dringend notwendig. Jeder Mensch dieser Erde muß in den Besitz eines einwandfreien Führers etwa unter dem Titel «Wege zum Wissen» gelangen. Es ist zu hoffen, daß sich bald eine internationale Kommission bildet, welche sich der Wissenschaft von der Popularwissenschaft annimmt, die besten Werke der hier bestehenden Weltliteratur prüft und standardisiert. Die meisten Menschen haben mit dem Verlassen der Schule «ausgelernt». Damals wollten ihrer viele (physiologisch durchaus verständlich) nicht lernen, aber sie mußten; später wollen sie es oft gerne, aber sie können es nicht mehr. Die Taten und Untaten Pippins des Kurzen, die Nebenflüsse des Brahmaputra, die verbes irrégulières verwittern wieder in ihnen. Die groteske Sorgfalt, mit der dieser Wissensdunst einmal eingetrichtert wurde, steht in auffallendem Gegensatz zu den unzulänglichen Bemühungen der Erwachsenenbildung. Die meisten abendländischen Schulen haben die Jugend auf eine nichtexistierende Gesellschaft hin erzogen. In vielen Gymnasien erschöpft sich der Geschichtsunterricht in den Napoleonischen Kriegen. Davon, daß es Möglichkeiten gibt, den Menschen vor den kollektivseelischen Seuchen durch eine grundsätzliche Aufklärung in massenpsychologischen Belangen zu immunisieren, davon ist in den Lehrplänen wahrhaftig noch so wenig zu spüren wie etwa von einer grund- und herzoffenen geschlechtlichen Aufklärung. Daß in der kommenden Welt die Schulen jenen Mächten entzogen werden, welche nicht imstande sind, die Wirklichkeit so zu nehmen, wie sie ist, dafür sorgt die blutige Saat dieser Zeit selber. Daß aber auch dem Erwachsenen sich weitere Möglichkeiten der Bildung öffnen, wird sich wesentlich an eine Weltbücherei verständlicher Wissenschaft knüpfen. Einem Gremium für wissenschaftliche Weltaufklärung mag das Werk von Kahn zu grundsätzlicher Prüfung anempfohlen werden. Es müßte im weiteren einen Stab von Gelehrten bestimmen, welche in Zusammenarbeit mit dem Verfasser sein Buch auf den neuesten Stand der Erkenntnisse bringt, von Abwegigkeiten reinigt, die begreiflicherweise vorhandenen Irrtümer und Ungenauigkeiten auskämmt und so aus dem hier vorliegenden verheißungsvollen Ansatz dem modernen Menschen seine verläßliche und moderne Menschenkunde schaffen.

W. R. C.


Dralle
Birken-Haarwasser
Fabrik in Basel


Das Wichtigste ist der
überhöhte Deckel


1
4
3
2
5



«Ich sehe, auch Sie hat es erwischt . . .»

Wir bringen mit Erlaubnis des Verlages Amstutz & Herdeg, Zürich, einen gekürzten Abschnitt aus dem Buche «Der letzte Feind», von Richard Hillary, der im Januar letzten Jahres als Nachtjäger der RAF fiel. Das Vermächtnis des Zweiundzwanzigjährigen wurde ein Welterfolg. — (Was die Frau sieht, sind die Brandwunden in Hillarys Gesicht.)

«Meine Hände hatte ich fest auf die Ohren gepreßt; aber auch so machte mich die Explosion beinahe taub. Der Boden flog in die Höhe und mir ins Gesicht, die Drehtüre wurde aus den Angeln gerissen und fiel krachend auf den Tisch, Glasscherben flogen in allen Richtungen durch den Raum, und hinter der Bar zerbrachen alle Flaschen. Die Lichter erloschen; aber es war nicht dunkel. Ein orangegelber Schein kam von jenseits der Straße durch die aufgerissene Wand und beleuchtete alles gespenstisch. Zusammen mit dem Mann vom Feuerhilfsdienst und dem Chauffeur kletterte ich über die Trümmer hinaus auf die Straße. Der erstere wandte sich, beinahe mit einer Entschuldigung, an uns: ‹Wenn Sie nichts Dringliches vorhaben›, sagte er, ‹dann helfen Sie uns hier vielleicht ein bißchen. Wissen Sie, das Haus nebenan ist getroffen worden; und jemand ist dort verschüttet.›

Ich drehte mich um und betrachtete mir den Haufen von Ziegelsteinen, Mörtel, Holzbalken, Türen — und ein unzerbrochenes gerahmtes Bild. Es war das erste Mal, daß ich ein soeben erst gesprengtes Haus sah. Oft genug hatte ich morgens meine Wohnung verlassen, war Piccadilly hinuntergegangen und war mir nur undeutlich der schön aufgeräumten Löcher zwischen den Häusern bewußt geworden; ich hatte mir weiter nicht übermäßig viel dabei gedacht.

Wir begannen zu graben oder richtiger: wir schoben, zogen, hoben und hebelten; ich ein wenig ungeschickt, weil meine Hände noch nicht in Ordnung waren. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht; ich nehme an: gar nicht sehr lang. Es schien mir aber endlos. Ab und zu kamen andere Leute in mein Gesichtsfeld neben mir: ein Luftschutzmann mit ausdruckslosem Gesicht unter seinem Stahlhelm, dann wieder ein Soldat, der wild und monoton vor sich hinfluchte, mein Taxichauffeur mit schweißüberronnenem Gesicht.

Und so fanden wir die Frau. Es waren ihre Füße, die wir zuerst sahen. Sie war nicht ganz zugedeckt, und durch einen Schlitz zwischen zwei Balken konnten wir sehen, daß sie noch lebte. Zuerst holten wir das Kind heraus. Der Luftschutzmann reichte es uns vorsichtig, mit einer beinahe komisch-ehrfurchtsvollen Bewegung herüber; aber es war tot. Sie mußte es im Bett neben sich gehabt haben, als die Bombe fiel. Endlich war das Loch groß genug, um das Bett herauszuziehen. Die Frau, die darin lag, war wohl mittleren Alters; sie lag auf dem Rücken mit geschlossenen Augen. Soweit dies unter dem Schmutz und geronnenen Blut zu erkennen war, hatte sie Gesichtszüge wie aber Tausende arbeitender Frauen auch. Die Linien ihres schwer gebauten Körpers waren unter dem baumwollenen Nachthemd sichtbar. Das Nachthemd war bis zu den Knien hochgezogen, und eines ihrer Beine lag verbogen unter dem Körper. Der Anblick war unästhetisch und mangelte jeglicher Würde. Ich stand am Kopfende des Bettes, und als ich hinabsah auf dieses müde, blutüberströmte und verarbeitete Gesicht, hatte ich ein Gefühl der vollkommenen Unwirklichkeit. Ich nahm die Kognakflasche aus meiner Hüfttasche und hielt sie ihr an die Lippen. Das meiste floß ihr über das Kinn, aber ein paar Tropfen gingen doch zwischen den aufeinandergepreßten Zähnen durch. Sie öffnete die Augen und griff instinktiv nach dem Kind. Dann begann sie zu weinen. Ganz still und ohne Schluchzen rannen ihre Tränen über die Backen, während sie ihre Augen zu mir erhob.

‹Danke, Sir›, sagte sie und nahm meine Hand in die ihre. Dann sah sie mich noch einmal an, und nach einer kurzen Pause sagte sie: ‹Ich sehe, auch Sie hat es erwischt . . .›

Sehr sorgfältig schraubte ich den Verschluß wieder auf die Flasche, schraubte ihn wieder ab und noch einmal auf, denn das Gewinde hatte falsch gepackt. Ich schob die Flasche in meine Hüfttasche und knöpfte diese sorgsam zu. Ich zog die Gürtelschnalle meines Mantels fester zu und bemerkte, daß ich klatschnaß von Schweiß war. Dann drückte ich mir die Mütze über die Augen und ging hinaus auf die Straße.

Es begann als etwas ganz Kleines, klein, aber nachhaltig tief in mir wühlend, scharf stechend wie eine Nadel, wallte uneindämmbar auf, spritzte hoch, floß über und erstickte mich. Ich war wie ein Ertrinkender, hilflos in den Wogen einer Wut, die mich erfaßt hatten, die mich hin und her rollten und warfen — in sinnloser, jedes Denken ausschließender, manischer Raserei formte mein Mund verständnislose Worte. Ich hörte mich Verwünschungen ausstoßen; und als ich wieder ein wenig klarer zu denken begann, merkte



In tonangebenden Spezialgeschäften
Bezugsquellen weisen nach: Stoffel & Co., St. Gallen



Das wirksame Mittel

bei Kopfweh, Fieber, Grippe, Neuralgien, Zahnschmerzen sind die

Cachets Faivre

In allen Apotheken

12 Stück Fr. 2.-; 4, Fr. -75; 1, Fr. -.25

Mit dem Soennecken-Sichtfüller

Soennecken

schreibe Deine Ostergrüsse

Erhältlich in den Papeterien von Fr. 13.50 bis Fr. 50.–

ich, daß es die Frau war, der ich fluchte. Voller Abscheu verfluchte ich ihr blödes, blutiges Gesicht und den verzerrten Mund, der diese albernen Worte gesprochen hatte: ‹Ich sehe, auch Sie hat es erwischt.› Konnte sie denn nicht in der nächsten Nacht sterben oder auch nur zehn Minuten später? Oder in der Straße nebenan?
‹Ich sehe, auch Sie hat es erwischt.› Alles was menschlich ist, lag in diesen wenigen Worten — und ich hatte sie verflucht. Langsam verebbte die Wut in mir, die Raserei verflog; mich fröstelte, ich zitterte und schämte mich. Ihr Tod war eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, eine Gemeinheit, eine Sünde gegen die Menschheit —, daß diese Frau so sterben mußte, das war eine solche Abscheulichkeit, daß die logischen Konsequenzen erschütternd wären. Es ging hier nicht mehr um deutsche Bomben oder die Deutsche Luftwaffe, nicht einmal um die deutsche Mentalität; es handelte sich um das Gefühl der Verkörperung des Anti-Lebendigen, das in Worten nicht mehr auszudrücken war. Und das hatte ich verflucht, — denn in diesem Augenblicke hatte ich erkannt, was es war, das die andern alle von jeher und sofort als böse erkannt hatten und als das, was ausgetilgt werden mußte. Ich erkannte, daß es nicht ein sogenanntes Verbrechen war. Es war das ‹Böse an sich›, von dessen Vorhandensein ich bisher nicht die leiseste Ahnung gehabt. Mit erschreckend blendender Klarheit sah ich mich plötzlich, wie ich war. Du großer Gott, daß ich so anmaßend hatte sein können!
Ich hatte Angst vor dem Denken, hatte Angst, in die Vergangenheit zu blicken mit dieser neugewonnenen Erkenntnis; aber ob ich wollte oder nicht, Erinnerungen strömten auf mich ein an Gesichtern, Szenen und Unterredungen. Ich war wieder mit Peter im Zug auf dem Wege nach Edinburgh, saß vornübergebeugt in meiner Ecke und machte mit glatter überheblicher Sicherheit seinen Glauben lächerlich. Wieder entwand ich ihm seine Hoffnungen und Befürchtungen und seinen Glauben an ein besseres Leben, zog sie mühsam eines nach dem andern ans Licht — nur um sie triumphierend von allen Seiten zu betrachten, um damit zu spielen, um sie mit dem Pfeil meines geliebten Witzes zu durchbohren und dann gleichgültig auf die Seite zu werfen. Wieder saß Peter mir gegenüber, Peter, der Tolstoi zitierte:
‹Ganz ohne Mitleid kann der Mensch nicht leben.›
Worte, die ich mir erlaubte in den Wind zu schlagen als sentimentale Schulmeisterei eines Greises auf seinem Alterssitz.
O Gott, daß es doch möglich wäre, die Erinnerungen auszulöschen!»

Zu den Bildern auf Seiten 23 und 24

In der Netzhaut unseres Auges finden sich die ersten licht- und farbempfindlichen Zellen, welche die hereinbrandenden Lichtwellen wieder in andere elektrische Ströme verwandeln und diese dann in das Gehirn senden. Erst dort «sehen» wir, was hier vor uns liegt. Oben im Bild ist der Glaskörper zu erkennen, welcher das Innere des Auges ausfüllt, nach unten schließt die Pigmentschutzschicht ab, die der nährenden Aderhaut aufliegt. Dazwischen baut sich die erstaunliche Architektonik der Empfangs-, Transformations- und Sendezellen auf. In der unteren äußeren Grenzmembran sehen wir zwei verschieden gestaltete Elemente stecken: Zapfen und Stäbchen. Beide finden sich verschieden gehäuft und dienen besonderen Funktionen. «Die zentralen Zapfen sehen bei Tage scharf und farbig das Verharrende. Die Stäbe an den Rändern sehen im Dämmern das Verändern.» (Kahn). Aber noch einmal: nicht diese Zellen sehen, das tun erst die Ganglienzellen, tief hinten im Gehirn. Und tun es dort die Zellen?

▪

Unser Bild auf Seite 24 zeigt eine hauchdünne Scheibe aus der menschlichen Großhirnrinde. Wir sehen die Ganglienzellen in bestimmten Schichten angeordnet. Die äußerste wird Molekularschicht genannt, ihr liegen dann gleich die Gehirnhäute auf. Mehr gegen die Mitte zu finden sich größere Gestalten, in unserem Bilde sind es die großen Pyramidenzellen. Von all diesen geheimnisreichen Gebilden ziehen Fasern zu den Muskeln oder führen aus den Sinnesorganen der Peripherie welche zu ihnen. Wenn wir diese Zeilen lesen, sehen wir sie mit solchen Ganglienzellen der Sehregion des Hinterhauptlappens. Blättern wir zum Bild zurück, senden die Zellen der motorischen Region ihre Impulse in die Hand- und Fingermuskeln. Oscar Wilde sagt: «Im Gehirn ist der Mohn rot, duftet der Apfel, singt die Lerche.» Die wahre Tiefe all dieser Alltagswunder auch nur erst zu ahnen, stehen unsere eigenen Gehirne erst in zagen Anfängen. Wir entrüsten uns heute, wenn Wunderwerke der Kunst zerstört werden — mit jedem getöteten Menschen wird ein Wunder zerstört, an das kein Wunder menschlichen Könnens auch nur im Traume heranreicht. *C.*

Die Welt des Blinden

Fortsetzung von Seite 8

Ich kenne persönlich einen Taubblinden in Schweden, der außer seiner Muttersprache Englisch, Deutsch und Französisch liest und schreibt (sprechen kann er diese Sprachen nicht, weil er sie niemals sprechen hörte), der seit über 30 Jahren, unbeirrt durch die Hindernisse des Weltkrieges, mit übermenschlicher Treue die Idee einer Welthilfssprache, speziell des Esperanto, unter den Blinden der ganzen Welt verficht und betreut.

Ich möchte durch diese Hinweise auf Spitzenreiter, welche ich übrigens aus Vergangenheit und Gegenwart um ein vielfaches vermehren müßte, um einigermaßen vollständig zu sein, alles eher als bei unsern Mitbürgern den Eindruck erwecken, als hielten wir uns für etwas Besonderes, etwa wie der Kanadier in Seumes «Der Wilde», der sich seitwärts in die Büsche schlug mit den Worten: «Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen.» Ich möchte diesen Eindruck auch damit nicht erwecken, daß ich der weit zahlreicheren Schar von Blinden gedenke, welche in weniger bemerklichen Positionen ebenso tapfer und geduldig ihren Mann stellen, sei es als diplomierte Organisten, Musiklehrer, Masseure, erfolgreiche Klavierstimmer, Handelsreisende, sei es als verantwortliche Geschäftsführer und flinke, fleißige Arbeiter in den Werkstätten des Blinden-Seifengewerbes oder der bekannten typischen Blindenhandwerke. Hingegen strebe ich an, unseren sehenden Mitbürgern zu belegen, einmal, daß die Blindheit durch geistige Kraft überwunden werden kann, und zum andern, daß diese überwindenden geistigen Kräfte nicht allein in uns wach und am Werk sein müssen, sondern ebensosehr in unsern sehenden Mitbürgern, wenn wir Blinden auf der Bahn des sozialen Aufstieges vorwärtskommen sollen. Die Sehenden waren es, welche zu Ende des 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts die Blinden dem Lose des Bettels und des Armenhauses entrissen. Das anerkennen wir prinzipiell. Jetzt freilich sind wir Blinde nicht mehr bloß Erziehungs- und Schulungsobjekt. Jetzt nehmen wir aktiven, organisierten Anteil an der Gestaltung unseres Loses. Aber wir sind uns klar darüber, daß unsere intensivsten Aufstiegsbemühungen nur dann erfolgreich sein können, wenn sie bei unseren sehenden Mitbürgern Verständnis finden. Daß uns dieses Verständnis erhalten bleibe, ja, daß es Schritt halte mit der allgemeinen sozialen Entwicklung, darum ringen wir. Was heißt das? Das heißt: die Blinden können, zu Nutz und Frommen der Gesamtheit und ohne Nachteil für ihre sehenden Nächsten, auch noch anderes, und zwar für sie erwerblich Günstigeres leisten, als man ihnen bisher zu- und anvertraute, vorausgesetzt, man suche mit ihnen und für sie systematisch die sich im Kulturgetriebe bietenden Gelegenheiten dazu, vorausgesetzt, man verfolge dieses Ziel auch von seiten der Sehenden bewußt und beharrlich, ohne sich durch gelegentliche Mißerfolge entmutigen zu lassen. Je arbeitsteiliger unsere Volkswirtschaft sich gestaltet, desto häufiger dürfte sie Gelegenheiten aufweisen, wo Blinde trotz ihres Gebrechens voll erwerbsfähig wären. Hierzulande sind erst sporadische Ansätze zu dieser Entwicklung gesteigerter Erwerbsfähigkeit der Blinden vorhanden. Hören wir aber, was Ford zu diesem Thema berichtet: «Heute beschäftigen wir allein in der River Rouge Industrial Area 1208 voll oder gewerblich blinde Männer. Sie verdienen Stundenlöhne von 0,95 bis 1.15 Dollar. Einer dieser Leute arbeitet bei uns seit 24 Jahren und ist jetzt 74.

Unsere Gesellschaft betrachtet diese Beschäftigung Blinder nicht als Wohltätigkeit oder Altruismus. Alle unsere Gebrechlichen produzieren den vollen Gegenwert ihrer Löhne und führen ihre Aufgaben aus, ohne daß ihnen Erleichterungen gewährt oder besondere Rücksichten getragen werden. Was wir ihnen zuliebe tun, besteht lediglich darin, daß wir ihnen Gelegenheit bieten, ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen. Ihre Mitarbeiter sind mit ihnen durchaus kameradschaftlich.»

An gutem Willen fehlt es auch beim schweizerischen Unternehmertum nicht, wohl aber an Zutrauen.

Es ist ein schweres Kreuz, seiner Lebtag blind zu sein. Ein noch schwereres Kreuz ist es, das einmal besessene Augenlicht erlöschen zu sehen, für immer erloschen zu wissen, mehr oder weniger plötzlich auf die Farbenwunder der Natur und die Sprache der Augen von Herz zu Herz verzichten zu müssen. Wir haben reichlich Grund, den Augenärzten dankbar zu sein, welche, meist in der Verborgenheit ihrer Sprechzimmer, durch ihr Wissen und ihre Geschicklichkeit vielen solchen Katastrophen vorbeugen. Indessen lehrt die Erfahrung, daß der Verlust des Augenlichtes an sich nach der ersten natürlichen, je nach Temperament und Charakter mehr oder weniger anhaltenden seelischen Erschütterung im allgemeinen verschmerzt wird, wenn mit ihm nicht der Verlust eines hinreichenden Erwerbes Hand in Hand geht und man nicht, gar noch mit seiner Familie, in Armut gerät. *Das Fehlen eines hinreichenden Erwerbes macht den Blinden im allgemeinen auf die Dauer seelisch schwerer zu schaffen als das Gebrechen selbst.*







Naturseide allein ist Seide.

Dieses Wunder der Natur, von der Seidenraupe gesponnen, ist so fein, daß erst 300 Fäden, nebeneinandergelegt, eine Breite von 1 mm ausmachen. Und doch hat ein solch feiner Faden von allen Textilrohstoffen die größte Reißfestigkeit; er trägt 40000 mal sein eigenes Gewicht, ehe er reißt.

Nur Naturseide läßt sich so zart und duftig färben, daß ein Strumpf daraus wie ein hauchfeiner Puder wirkt.

Naturseide ergibt auch die für den menschlichen Körper zuträglichste Bekleidung. Im Sommer wirkt sie kühl, im Winter gibt sie Wärme. Da sie saugfähig ist — eine Eigenschaft, die andere Textilien vielfach nicht haben — nimmt sie auch die natürliche Transpiration auf, so daß der Körper immer das Gefühl des Wohlbehagens hat.

Auch im fünften Kriegsjahr gibt es noch Strümpfe mit all den einzigartigen Eigenschaften der Naturseide. Heute noch sind naturseidene Elbeo-Strümpfe in allen Stärken und Feinheiten in den guten Geschäften erhältlich.

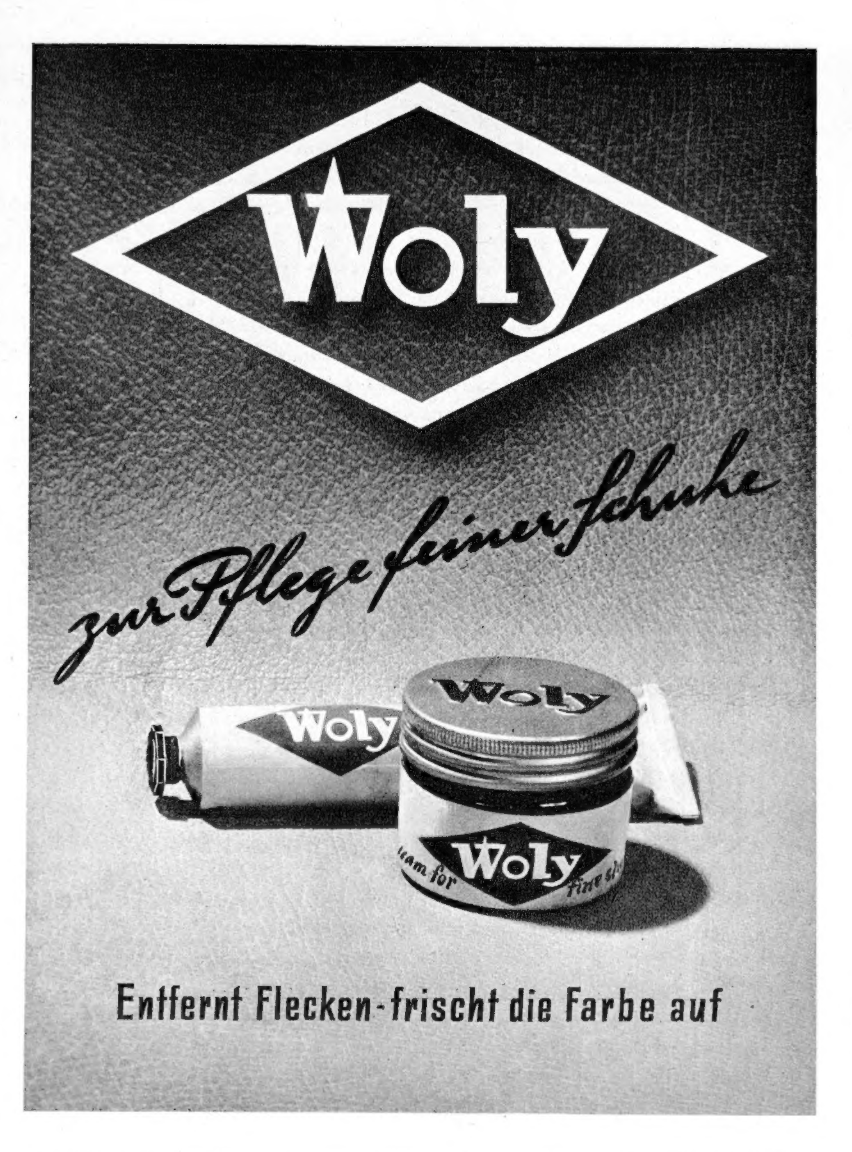




Umschau

Die «Schweizerische Vereinigung für Anormale» wurde 1920 durch Dr. med. August Dufour und Direktor Victor Altherr gegründet. Seit 1934 nennt sie sich Pro Infirmis; der neue Name will ältere Wertungen ähnlich überwinden wie etwa die Bezeichnung Klinik für Nervenkranke den Ausdruck Irrenanstalt. Sie bildet die Dachorganisation für etwa zehn Fachverbände zur Betreuung der Gebrechlichen und Invaliden, der Taubstummen, Schwerhörigen, Geistesschwachen, Epileptischen, Schwererziehbaren, der Blinden, der Sprachgebrechlichen; auch ist ihr der Verband der heilpädagogischen Seminarien angeschlossen. Die meisten dieser Gruppen besitzen ihre eigene Zeitschrift; für die Blinden ist das selbstverständlich, ebenso bedürfen viele Hörgeschädigte einer für sie besonders zubereiteten Lesekost. Auch soll ja das trauliche Glück, im eigenen Blättchen zu fahren, niemandem verwehrt werden. Dennoch muß der Sache zuliebe und dem für sie zu interessierenden Bürger die Zusammenstraffung dieser und verwandter Periodica zu einer das Wesentliche klar herausstellenden volksgesundheitlichen Rundschau immer wieder angestrebt werden. Darin könnte auch jede der obigen Gruppen ihre Sonderredaktion behalten. Auf diesem Gebiete überschneiden sich soziale, charitative, konfessionelle, pädagogische, psychologische, psychohygienische, medizinische, volkswirtschaftliche und nationale Belange. Die gutmeinenden Förderer der Verwirrung fehlen nicht. Aber auch die Kräfte der Synthese sind am Werke. Statt daß der Bürger vor dem undurchdringlichen und verwirrenden Blätterwald auf sozialem, volkswirtschaftlichem und volksgesundheitlichem Gebiete kopfscheu wird, muß ihm einmal die zusammenfassende Orientierung aller Wohlfahrts- und Volksgesundheitsprobleme angeboten werden. Statt der 30 Blättchen, deren Lebenslicht ungesund flackert, die in sorgenvoller Klage um die Treue des Abonnenten werben und gegenseitig mit Munkelmiene bedauern, der andere möchte doch endlich unter das eigene Dach kommen — *eine* Zeitschrift! Damit sollen nicht etwa regionale Kräfte gebrochen werden, im Gegenteil! Wesentliche Probleme und Aufgaben erreichen erst so das allgemeine Bewußtsein. Man sehe sich vor, über die Interesselosigkeit des Bürgers zu klagen, wenn der eigene gute Wille fehlt, ihm den klaren Weg zu den wichtigen Dingen zu zeigen. Man kann ihm nicht zutrauen, daß er dreißig Blättchen abonniert und liest, ohne daß ihn zudem der Zweifel irritiert, doch nur die halbe Orientierung bekommen zu haben. Im Sinne einer Synthese wirkt die von der Vereinigung seit 1942 herausgegebene Zeitschrift Pro Infirmis (Red. Professor Dr. Hanselmann). Für Fachfragen war man früher auf ausländische Zeitschriften angewiesen, hier können nun auch die schweizerischen Auffassungen vertreten werden. Haben wir etwa schon alles getan, das Erbe Heinrich Pestalozzis auf allen Ebenen unseres Daseins fruchtbar zu machen? «Es ist», sagt er, «für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung.» Eine ziel- und problemklare schweizerische Zeitschrift, «Das gesunde Volk», kann aus eigenem Erbe viel erschließen, was weit über die Grenzen unseres Landes hinaus Heilung und Hilfe zu bringen vermag.

Die Motionen von Matt und Schoepfer erwirkten seit 1922 eine Bundeshilfe. 1943 betrug die Subvention Fr. 233000.—; mit stolzer Freude durfte im gleichen Jahr Pro Infirmis den Ertrag von Fr. 561148.— aus der von Maria Meyer eingeführten Kartenspende buchen. Mit ihr wirbt die Vereinigung in jedem Frühjahr (Postcheckkonto VIII 23503). Diese Gelder gehen einen reinen Weg. Ueber 200 Anstalten, gegen 100 Vereine, Stiftungen und Fürsorgestellen, die prächtige Schar erfahrener, nimmermüder Fürsorgerinnen sind jahraus, jahrein tätig, Tausenden von Gebrechlichen Hilfe zu bringen. Es ist eine stille Offensive der Liebe, die keine Zeit für große Worte hat, die ohne geisteitle Begründung ihres Tuns auskommt, der die Charität Leben für andere wurde und nicht wohliger Anlaß, in unverbindlichem Mitleid sich selber groß vorzukommen. Pro Infirmis ist eminent praktisch. Sie hilft ratsuchenden Eltern, berät den Invaliden, der einer neuen Prothese bedarf, den Gehörlosen, der einen verständnisvollen Freund sucht, den geistig Zurückgebliebenen, der sein Brot verdienen soll. Sie weiß abertausend hilfsbereite Hände und Herzen zu öffnen, sie sucht überall Helfer und Klärer, sorgfältige Schulärzte, Förderer der guten Sache. Seit 12 Jahren ist Regierungsrat Dr. jur. Robert Briner ihr Präsident, unentwegt leistet Prof. Dr. phil. Hanselmann seine aufklärende und wissenschaftliche Arbeit, ideenreich und anfeuernd wirkt Dr. med. A. Repond (Monthey) aus dem Welschen auch zu uns herüber.


Woly
zur Pflege feiner Schuhe
Woly
Woly
Woly
Entfernt Flecken - frischt die Farbe auf


Dainty
EAU DE COLOGNE
PARFUM · POUDRE
LOTION · SAVON · CREME
VERNIS POUR ONGLES
pour la femme élégante
PRODUITS DAINTY DE LA MAISON
ASPASIA S.A. WINTERTHOUR

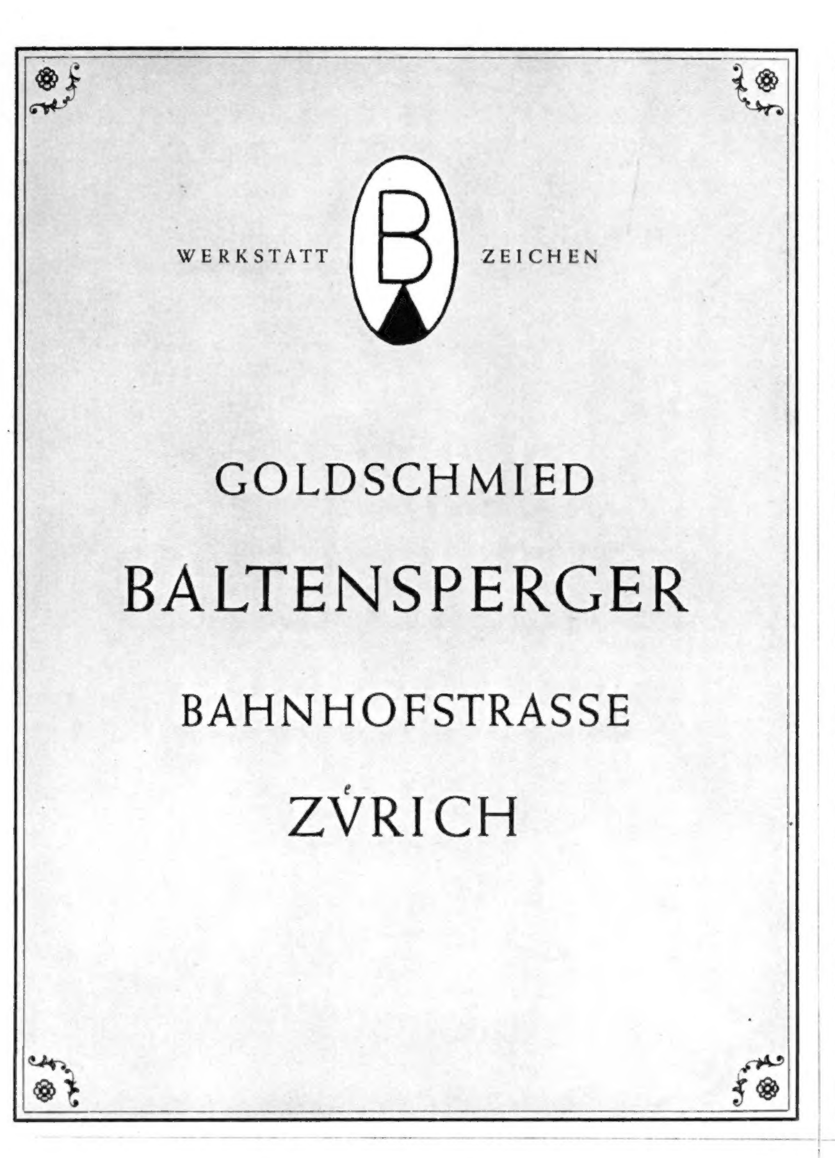

Wisa Gloria
Wisa-Gloria

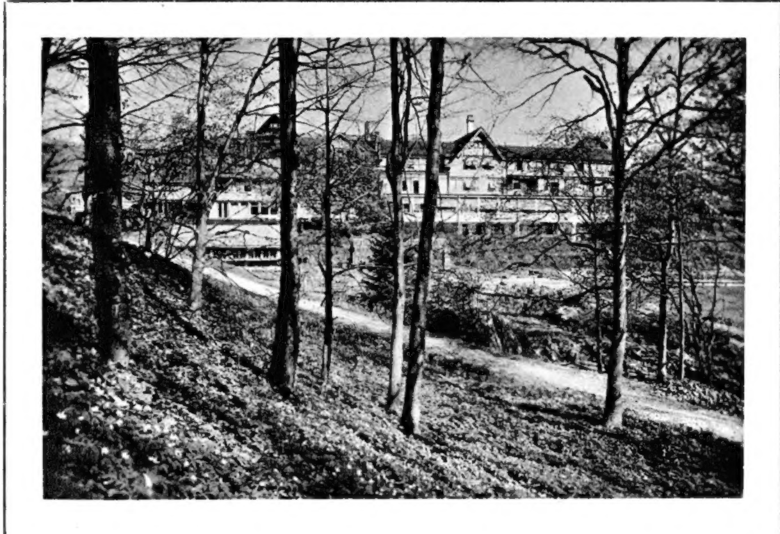

Der Zahnarzt
rät zu
REGINA IMPLATA
NEUZEITLICH
HYGIENISCH
PRAKTISCH
BÜRSTENFABRIK EBNAT-KAPPEL AG.

Eine unermüdliche Treuhänderin der guten Sache erwuchs Pro Infirmis in Maria Meyer, der langjährigen Sekretärin der Vereinigung. Sie leitet das Zentralsekretariat an der Kantonsschulstraße 1 in Zürich (Telephon 41939); dorthin mögen sich alle Anfragen Pro Infirmis richten.

Der zweite Weltkrieg stellt die Infirmenfürsorge der ganzen Menschheit vor beinahe unausdenkbare Aufgaben. Es will uns scheinen, daß nun auch bei uns ein weiterer, großer Schritt getan werden muß, nämlich die Errichtung einer Forschungsstätte, welche der infirmitas humana auf allen nur möglichen Ebenen wissenschaftlich nachgeht. Wir haben «dem Sinn des Leidens unentwegt nachzuspüren» (Hanselmann), ihn aus seinen Verquickungen mit theologischen und metaphysischen Systemen herauszulösen. Ueber den Problemen der Fürsorge erheben sich diejenigen der Verhütung nicht nur der individuellen, sondern auch der kollektiven Schädigungen. Die Klärung der eugenischen Fragen ist so wichtig wie der Ausbau einer biologischen Ethik; die Bedeutung des Infirmen für die Gestaltung der kommenden Lehre vom Menschen ist noch gar nicht abzuschätzen. Einem solchen Institut ließe sich nutzbringend ein Museum der Sinnes- und Organschädigungen anschließen; die bestehenden Blinden- und Taubstummenmuseen führen ein stilles Aschenbrödeldasein, in welches kaum einmal der Traum einer großen Aufgabe fällt. Die Widerstände gegen ihre Modernisierung lassen sich voraussehen. Auch die Rosensträucher der Pietät sind voll unangenehmer Dornen. Ferner fehlt ein öffentliches Archiv, das alles die Infirmen betreffende Material sammelt und wissenschaftlich aufschließt. Es fehlen die wissenschaftlich Geschulten, die das schon bestehende, sehr reiche kulturgeschichtliche Material sichten und ordnen. Wir bitten alle, welche diese Zeilen erreichen und die willens sind, hier mitzuhelfen, doch mit uns in Verbindung zu treten. Vielleicht stehen weitere hochherzige Donationen von Privaten oder Industrien bevor, wie sie uns in den letzten Jahren immer wieder erstaunt haben. Vielleicht reift über Nacht in einem unserer Wirtschaftsführer der Entschluß, dieses Institut zur Erforschung der menschlichen Leiden zu schaffen. Daß wir an unserem Orte und mit unseren Mitteln für die gegenwärtigen und die kommenden Aufgaben der Pro Infirmis um die Hilfe des Geistes und der Tat mitwerben dürfen, stimmt uns dankbar. Denn noch selten waren wir bei der Arbeit selber derart die Beschenkten wie hier.

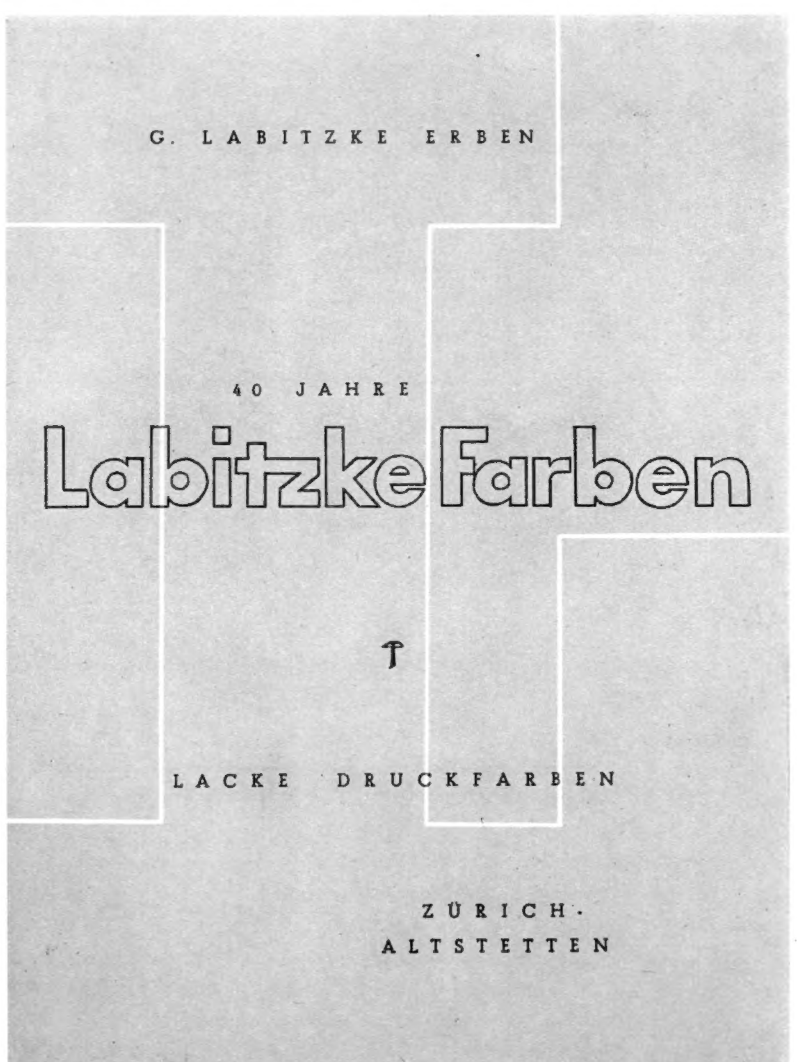
W. R. C.


WERKSTATT B ZEICHEN
GOLDSCHMIED
BALTENSPERGER
BAHNHOFSTRASSE
ZÜRICH




Suppen und Saucen
die im Geschmacke noch zu wünschen übrig lassen, werden augenblicklich kräftiger und erhalten den gewünschten Wohlgeschmack durch eine kleine Beigabe von
MAGGIS WÜRZE
Maggis Würze

5/144


G. LABITZKE ERBEN
40 JAHRE
Labitzke Farben
LACKE DRUCKFARBEN
ZÜRICH-
ALTSTETTEN